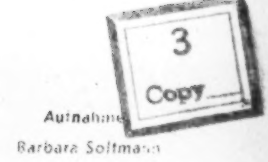
Junge Welt

BERLIN
JUNI 1942
JAHRGANG 4
HEFT 6



Aufnahme: Barbara Soltmann

30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JU

Das Land, ein Schlachtfeld der Jugend

Irgendwo unterwegs sahen wir ein Landdienstmädel am Wege. Sie hatte die Kühe gemolken und trug die Milcheimer über die Wiese zum Hof. Sie lachte uns freundlich an, und wir sprachen eine Weile mit ihr. Sie war schon einige Wochen in diesem Lande und fühlte sich offenbar wohl. Das sagte sie nicht, aber wir sahen es

In den Sommern vor dem Kriege ist die Jugend Deutschlands hinausgezogen an die See, oder ins Gebirge, oder in die herrlichen Täler und auf die Höhen des mittleren Deutschlands. Das Bild der Jugend im Sommer war bestimmt von Fröhlichkeit, Unternehmungslust, Selbstbestimmung und Tatendrang.

Im Kriege aber haben sich die Aufgaben der Hitler-Jugend zum Teil verändert, zum Teil vertieft, und es gibt keine freie Zeit mehr für sie selbst, sondern nur noch für das Vaterland.

Und der Sommer, der der Erholung diente mit Spiel und ausgelassener Freude, ist nun eine Arbeitszeit geworden, und die Jugend verlangt nach dem Einsatz ihrer Kräfte, wo es auch sei. Vielfach hat die Hitler-Jugend geholfen, dieses oder jenes getan, aber es gibt einen Platz und eine Zeit, da ihr Einsatz in seiner Art und in seinem Umfang nicht zu übersehen ist, daß die Jugend auch dem Unbeteiligten oder Fernerstehenden wie eine große Hilfsarmee erscheint, die auf den Feldern der Heimat ein großes strategisches Ziel erreichen hilft: die Sicherung der Ernährung unseres Landes. So ist das Land das Schlachtfeld der Jugend geworden. Gleichsam Bataillon um Bataillon wird im Sommer hinausziehen auf das Land. Es werden Kämpfe ausgefochten werden mit der ganzen Begeisterung und Einsatzfähigkeit, deren unsere Jugend fähig ist, Kämpfe mit der riesengroßen Arbeit auf den Feldern, Kämpfe mit Getreidefeldern, mit Gemüsegärten und mit der ganzen ungewohnten Arbeit des Bauern. Befehl um Befehl wird hinausflattern, Gefolgschaft um Gefolgschaft antreten, Schule um Schule Hauptquartiere aufschlagen mitten im Herzen Deutschlands und dem Land Gefecht um Gefecht schlagen.

Aber heute schon wissen wir, daß die Jugend diese Kämpfe gewinnen wird. Hinter dem eisernen Muß steht die gläubige Bereitschaft, und was auf Heimabenden, Führerappellen und in Schulungslagern hundertfach erprobt wurde, wird nun in die Tat umgesetzt.

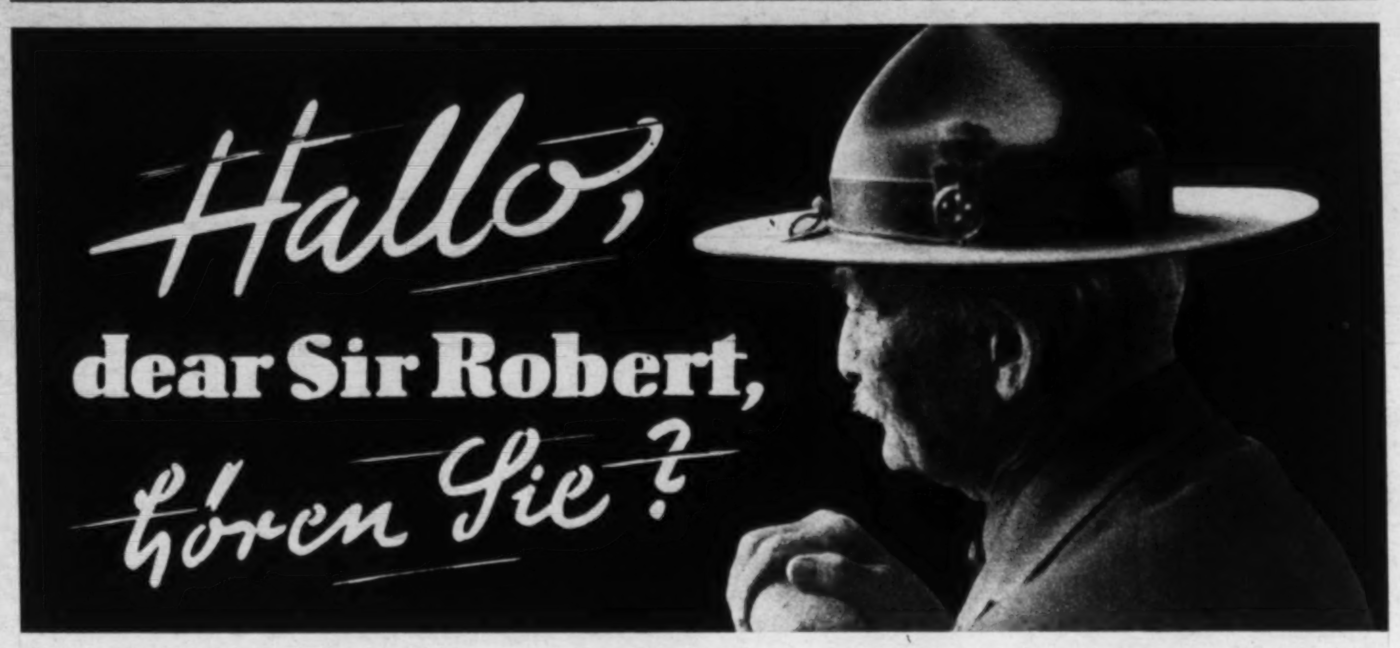
Sicher kommt einmal wieder die Zeit, da der Sommer die weißen Zelte der Jugend an Flüssen und Seen sieht, **aber nun ist die Stunde der Bewährung da.**



Ungewohnt, abscheulich und mühselig ist zunächst das Mistkarren für denjenigen, der es nicht gewohnt ist. Aber so nach und nach bekommt man eine innere Beziehung zu allen Dingen, auch zum Kuhmist. Wenn man nämlich weiß, wie nützlich er ist und wie froh die Bauern sind, wenn sie nur recht viel davon haben. Unsere Landdienstjungen verstehen das alle nun, und der Geruch eines Misthaufens läßt sie nicht mehr die Nase rümpfen



Das Gefühl der Verantwortung ist es, das sich nach und nach dem jungen Helfer auf dem Land aufdrängt. Es ist dies keine Arbeit, die er verrichtet, nur um sie zu tun, sondern bei der Arbeit auf dem Bauernhof wird sein ganzes Fürsorgeempfinden geweckt, denn so viel Tiere sind ihm anvertraut, die Hühner, die Pferde, die Kühe, die Ziegen, die Enten, die Schweine. So gehört auch die Pflege der Ställe zum täglichen Pensum des Landdienstjungen. Und er wird darin langsam erfahren wie ein echter Bauer



DER SCHWINDEL MIT DEM ENGLISCHEN WELTJUGENDBUND

Ein erdachtes Gespräch mit dem englischen General Baden-Powell unter Verwendung von Zitaten aus seinen Reden, Briefen und Äußerungen, auch derjenigen, die ihm heute peinlich sein würden.

Ein eisgrauer Mann waren Sie, General Baden-Powell, und nannten sich den Jugendführer der Welt. Sie trugen ein Sporthemd, ein Halstuch und an ihren mageren Beinen Kniestrümpfe — aber Sie waren trotzdem ein alter Mann. Sehen Sie, wir sind auch Jugendführer, nicht eisgrau, und wir wollen uns mit Ihnen unterhalten. Aha, Sie blicken unwillig; Sie wollen etwas sagen?"

„Jawohl, ich will etwas sagen, ich bin englischer General. Ich habe bei Mafeking die Buren geschlagen, wenn Sie Jugendführer sind, sollten Sie Achtung vor verdienten Leuten haben."

„Halt, General, daß wir Sie berichtigen! Denn wenn wir mit Ihnen reden, müssen wir Sie vorerst Ihres Nimbus entkleiden. Sie wissen, was ein guter Nimbus ist, und Sie haben diesen Buren-Nimbus Ihr Leben lang geritten.

Aber für uns sind Sie nur ein alter Mann, der den Anspruch erhob, die Weltjugend zu führen. So wollen wir Brust an Brust mit Ihnen Sie einiges fragen. Wir wollen wissen, aus welchen Gründen und von welchen Leidenschaften beseelt Sie sich zum Weltjugendführer berufen fühlen."

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll, oder ob ich Ihnen auf diese Frage überhaupt eine Antwort schuldig bin. Doch sollten Sie nicht Respekt haben vor einem alten Mann, der die Belange der Jugend an seinem Herzen wärmte und der Welt ein jugendgemäßes Leben wiedergab?"

„Oh, General, Sie sagen also, Sie sind ein Freund der Jugend und der Apostel eines ‚jugendgemäßen Lebens'!"

Ein jovialer alter Herr waren Sie, der der Jugend die Indianerspiele gab. Aber hinter der Maske des freundlichen alten Herrn sahen wir das Gesicht des englischen Politikers, denn Sie waren so unvorsichtig, uns selbst die Motive mitzuteilen, aus denen heraus Sie sich zum Jugendführer machten. Sie sagten: ‚Unsere englische Jugend ist zu sorglos, und unsere Feinde werden immer stärker. Wenn wir nichts dagegen tun, so wird England eines Tages wie ein Kartenhaus zusammenfallen.'

Sie sagten — wohl verstanden, zu Ihren englischen Anhängern —: ‚Eins müßt ihr immer wieder denken: England! England! England!'

Wir fragen Sie, Herr General, nennen Sie dies eine Grundlage, aus Ihrer Boy-Scouts-Bewegung einen Weltbund werden zu lassen?"

„Ich bitte Sie, das waren Anfänge! Wo kämen wir hin, wollten Sie einem Menschen die Worte nachrechnen, die er in seinem Leben gesprochen hat! Bitte, erinnern Sie sich der großen Parolen, die ich der Jugend der Welt gab! Die Parolen: ‚Weltfamilie! Weltfriede!'"

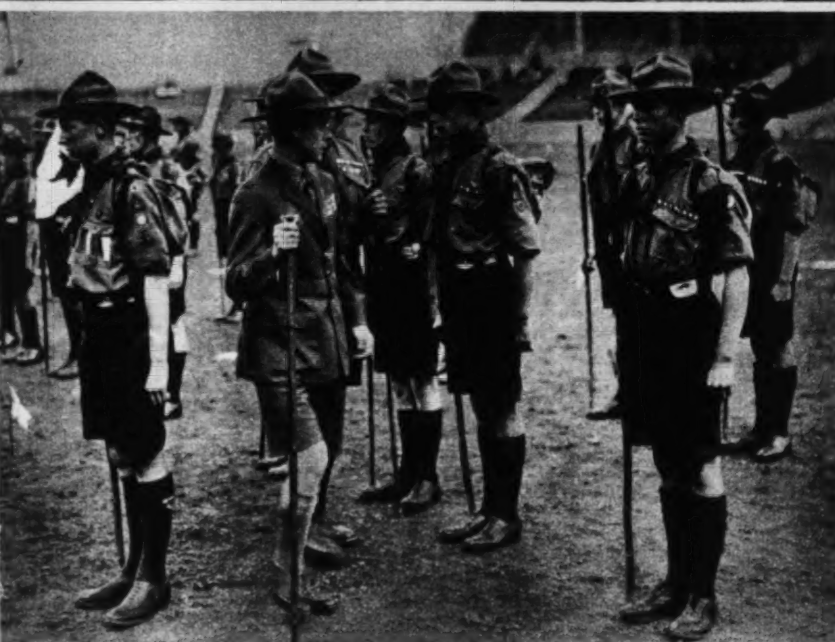
Bild oben: **Das ist das Gesicht des Mannes, dessen vorgeblich selbstlose Freundschaft zur Jugend ihn zu einem „Wiedererwecker" des jugendlichen Lebens machte. Es ist heute längst festgestellt, daß dieser Mann in seiner Arbeit auf dem Gebiete der Jugendführung ausschließlich eine politische Aufgabe sah**

Bild unten: **In diesem Kreis zerlumpt und verwahrlost aussehender und sich „frei und ungebunden" dünkender Jugendlichen fühlte sich der englische General Baden-Powell wohl. Er genierte sich nicht, in Kniehosen und mit Halstuch herumzulaufen, ein Akt der Anbiederung für seine „Anhänger", deren groteske Versammlung wir hier im Bilde sehen**





Bei einer Zusammenkunft von Pfadfindern, deren „tadellose, disziplinierte Ordnung" wir bewundern können, besteigen nacheinander die höchste Würdenträger die Tribüne, ein General, ein Prinz und ein Erzbischof, ein Aufwand rein politischer Natur, der die Jugend in die Hände der Imperialisten spielen sollte



Ein einstiger Prince of Wales inspiziert Pfadfinder. Nach dem Zeremoniell der Boy-Scouts hat sich der königliche Inspizient mit einem knorrigen Ast bewaffnet. Dies Bild zeigt, welch großen Wert die britische Regierung selbst der Boy-Scouts-Bewegung beimaß, welchen Erfolg sie sich versprechen mußte, daß selbst Herzöge und Könige sich zu Chief-Scouts ernennen ließen und als erwachsene Männer die Albernheiten der „Boys" mitmachten

„Ja, Herr General, wir kennen Sie, und wir hörten einen reißenden Wolf mit der Stimme eines Lämmleins sprechen. Denn zu Ihren englischen Boy-Scouts sagten Sie: ‚Seid bereit, das englische Imperium auf dem Stand zu halten, auf dem es sich befindet. Betrachtet das englische Weltreich als von Gott gegeben, und achtet darauf, daß uns alle Rassen der Erde, Rot, Schwarz, Weiß und Gelb, untertan bleiben!' Wie können Sie ein wenig später einen Weltjugendbund gründen und pazifistische Ideale aufstellen, die Jugend der Welt auffordern, nie mehr an Krieg zu denken, sondern den bestehenden Zustand als den glücklichen hinzunehmen? Darin, Herr General, sahen wir den Pferdefuß. Wie, sagten wir, sprach hier einer mit zwei Zungen und zwei Herzen? Und es überlief uns kalt, als wir erkannten, daß aus dem Weltjugendbundführer der eiskalte englische Politiker sprach."

„Aber ich bitte Sie, Sie mißverstehen mich, was heißt überhaupt ‚politisch'? Glauben Sie, daß ein Engländer jemals anders als politisch denken könnte?"

„Das eben meinen wir. — Ein alter Mann waren Sie, General, und machten sich Ihres politischen Auftrags wegen zu einem Clown, daß Sie mit Ihren siebzig Jahren in kurzen Hosen in die Lager zogen, harmlos, ein spielender Greis, der mit Vergnügen unter Kindern in Zelten hauste, und doch nur den einen zähen Wunsch im ledernen Herzen hatte, wie man den Weltjugendbund für die politischen Zwecke Englands ausnützen könne. Sie verließen sich darauf, daß es ein rührendes Bild sei, einen alten Mann in einer Wiese zu sehen, einen Freund der Jugend, der am Abend seines Lebens den Umgang mit der Jugend zu seinem schönsten Lebenszwecke erhebt. — Aber wir möchten gern wissen, was Sie in Ihrem Herzen dachten, wie Sie sich überwanden, daß Sie aus Ihrem alten Körper eine Witzfigur entstehen ließen."

„Was wollen Sie über einen Menschen, wie ich es bin, urteilen? Ich habe die Welt gesehen. Ich habe gegen die Zulus und Buren gekämpft. Ich war in Indien, Malayen, Amerika. Wie wollen Sie mir sagen, aus welchen Gründen ich dies oder jenes tat, seien Sie überzeugt, es waren die besten."

„So sagen Sie, General, aber da ist Ihre zweite Stimme und Ihr zweites Herz, die sich nicht verbergen ließen. Wissen Sie noch, was Sie den englischen Boy-Scouts-Führern in einer Sondersitzung sagten, aus der Sie die Schreiber und Türsteher hinausschickten, damit kein Unberufener festhalte, was man Ihre wahren Hintergründe nennen könnte? Sie sagten, daß man in die Herzen der Jugend die Parolen Weltfamilie und Weltfriede einpflanzen müsse. ‚Die Jugend der Welt müssen wir haben!' Oh, wie sehr kam Ihr wahrer Charakter zum Vorschein, wie sprach der Wolf plötzlich aus dem Lamm, wie der Politiker plötzlich aus dem Jugendführer.

„Aber ich bitte Sie, woher wissen Sie dies, es mag sein, daß ich so geredet habe. Es gibt viele Standpunkte, eine Sache anzusehen." —

„General, Sie kannten nur einen Standpunkt, und das war der englische. Für diesen einen englischen Standpunkt machten Sie alles, machten Sie sich selbst zum Narren, ließen Sie die Leute über sich lachen, zogen Sie mit hinaus, als alter Mann den Reigen der Jugendspiele mitzumachen."

„Ich sage Ihnen noch einmal, so war es nicht, nein — —"

„General, wir haben nicht vergessen, was Sie Ihren englischen Boy-Scout-Führern sagten :„Herold des Friedens, so nennen sie mich in der Welt. Ich aber will in die britische Geschichte eingehen als Herold der britischen Weltbeherrschung!' Wie leichtfertig von Ihnen, Herr General, dies zu sagen. Ein solches Wort ist zu prägnant, als daß es sich verstecken oder vergessen ließe."

„Aber was interessiert Sie das alles? Wollen Sie dies nicht meine Sache sein lassen? Eine Sache für mein Gewissen meinetwegen?"

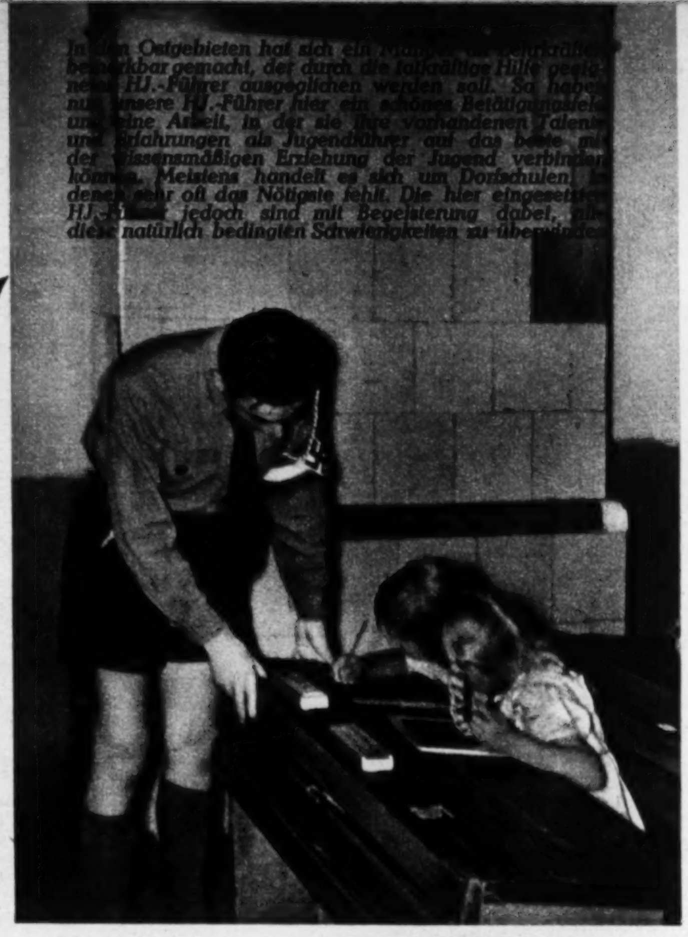
„Was wir damit zu tun haben, Herr General? Sehen Sie, wir glauben, daß wir die besseren Jugendführer sind. Denn Jugend ist für uns mehr als ein Wort, es ist eine Leidenschaftlichkeit, ein echtes Gefühl, in dem Charakter und Ehre zu Hause sind. Wir fühlen uns der Jugend wirklich verbunden, und wir wollen die Kräfte dieser Jugend wecken, daß wir aus ihnen Leistungen hervorbringen. Eine Anschauung ist uns das und ein Lebenselement. Man sagt, daß Jugend die Zukunft sei. So leben und wirken wir für die Zukunft, während Sie die Zukunft Ihres Volkes im Herzen der Jugend vergewaltigt haben. Um einen kleinen, mageren politischen Erfolg haben Sie gerungen und dabei alles verloren. Denn wo sind die Spuren Ihrer Tätigkeit geblieben? Heute noch in unseren Gedächtnissen, morgen endgültig vergessen! Und Ihre englische Jugend schwankt zwischen Hochmut, Überheblichkeit und den anderen Triebfedern des britischen Ehrgeizes. Sie lungert in Bars herum, ihr Sinn steht nach Geld und Macht, und wenn sie kämpft, dann nur um das, was die britische Gesellschaftsordnung ihr an leichten Lebensgütern zu bieten verspricht.

Wenn wir aber in die Augen unserer Jungen und Mädel sehen, können wir Sie ganz leicht vergessen, Sir Robert Baden-Powell, der Sie niemals ein Jugendführer waren, sondern nur ein armseliger politischer Rattenfänger, dem eine Zeitlang die Kinder nachliefen.

Willy Beyer:

MENSCH *in meiner Hand*

Aus dem Brief eines Schulhelfers der Hitler-Jugend



In den Ostgebieten hat sich ein Mangel an Lehrkräften bemerkbar gemacht, der durch die tatkräftige Hilfe geeigneter HJ.-Führer ausgeglichen werden soll. So haben nun unsere HJ.-Führer hier ein schönes Betätigungsfeld und eine Arbeit, in der sie ihre vorhandenen Talente und Erfahrungen als Jugendführer auf das beste mit der wissensmäßigen Erziehung der Jugend verbinden können. Meistens handelt es sich um Dorfschulen, in denen sehr oft das Nötigste fehlt. Die hier eingesetzten HJ.-Führer jedoch sind mit Begeisterung dabei, alle diese natürlich bedingten Schwierigkeiten zu überwinden.

Wenn ich Dir nun einen Brief schreibe von der neuen Tätigkeit, die ich hier im Osten auf dem Bauernlande ausübe, so weiß ich nicht, wo ich anfangen soll. Denn so vielerlei ist nun neu in mein Leben getreten.

Als ich, auf einem Koffer sitzend, von einem Leiterwagen in das Dorf gefahren wurde, in dem ich als Schulhelfer die Jungen und Mädel unterrichten sollte, da stand ich mit meinem Herzen noch fremd vor diesem weiten Lande. Denn ich kam nicht wie ein Held und wie ein Sieger, der sich selbst sagt: „Ach, das wirst du schon machen!" — Ich fror ein bißchen und mußte mich zusammennehmen. Ich sah das weite Land, einen Fluß, der bläulich-dunkel durch eine Wiese trieb, Kühe und Pferde auf Weiden und Koppeln und hielt es für das richtigste, mit meinen Blicken kennenzulernen, was nun bald meine Heimat und mein Arbeitsplatz sein sollte.

Zwar bin ich Hitler-Jugend-Führer, und es ist mir nicht unbekannt, wie man mit Kindern umgeht. Allein ich fühlte wohl, daß es eine noch größere Aufgabe sei, auch für das Wissen und die Ausbildung anderer verantwortlich zu sein. Ich meine, man sollte nicht mit Frechheit in ein solches Amt eintreten, wenngleich man wohl sein bestimmtes Maß an Selbstbewußtsein braucht.

Nun, ich wurde rasch bekannt mit den Bauern meines Dorfes, und das erste Zusammensein mit ihnen gab mir einen großen Auftrieb. Denn sie, auf ihrem Dorf im Osten wie auf einer Insel lebend, verlangten von mir zu wissen,

Der Unterricht spielt sich sehr oft auch im Freien ab. Dann zieht der „junge Lehrer" mit seiner Klasse hinaus auf das Feld, an die Flüsse oder in die Wälder und hält einen Anschauungsunterricht schönster Art ab. Auf unserem Bild sind sie mit Zeichenblöcken hinausgegangen, um die Beobachtungsgabe des Auges und die Geschicklichkeit der Hände zu erproben

was in der Welt geschieht, und da sie durch ihr mir rückhaltlos gegebenes Vertrauen förmlich die geforderten Fähigkeiten zusprachen, glaubte ich selbst an sie.

Abends ging ich hochgestimmt in meiner Kammer auf und ab und sagte in meinem Glücksgefühl laut vor mich hin: „Ich kann es, ich kann es!" Aber dann ging ich doch schnell ins Bett, denn meine Stiefel dröhnten laut auf dem Holze.

Das Schulhaus ist ein kleiner weißgetünchter Bau. Es steht inmitten eines ausgedehnten Gartens, und vom Fenster aus sehe ich weit über das Land. Einmal, als ich an der Schultafel stand, schien mir das Fenster wie ein gerahmtes Bild, das eine blühend-prächtige Bauernlandschaft zeigt. —

Da saßen die kleinen Wichte nun vor mir. Viele bloßbeinig und in den plumpen Bauernhosen, die nach der Jungvolk-Vorschrift ein wenig zu sehr die Knie bedeckten, aber es störte mich nicht, denn ich messe hier nichts nach Großstadtvorschriften.

Sie haben alle nette Gesichter. Manchem hängen die Haare in die Stirn; manche haben Sommersprossen, alle aber eine gewisse Treuherzigkeit und Anhänglichkeit, die mich, als ich zum erstenmal vor ihnen stand, tief bewegte, so als strahlte mich aus ihren Augen ihr Vertrauen an, kein frommes, einfältiges Vertrauen, sondern eins, das gemischt ist mit bäuerlicher Schalkhaftigkeit, mit Humor und mit Lebensfreude.

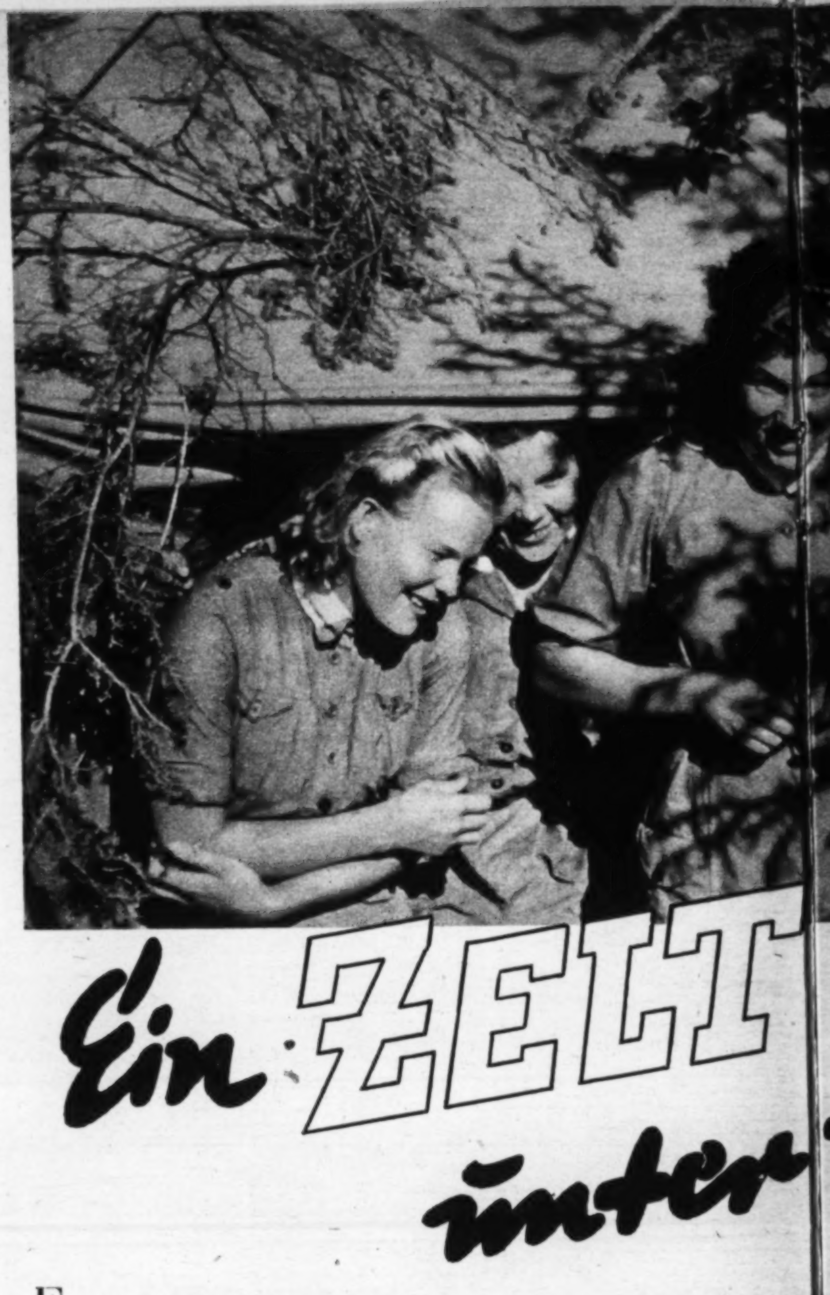
Da war ich also ein Lehrer geworden. Und ich, der ich dachte, daß ich vor einem Pulte stehend vielleicht stottern würde, sprach aus einem wirklich warmen Herzen heraus. Ich konnte plötzlich sprechen, und ich war in der ersten Stunde ein wirklich Glücklicher. Bisher war ich nur Hitler-Jugend-Führer und habe meine Jungen kommandiert, exerziert und hin und her befohlen. Ich habe mit ihnen Fahrten und Lager gemacht und war in ihrem wildesten Spiel der Erste. Aber nun verdichtete sich mir alles. Über Spiel oder bloßes gesundes, jugendliches Leben hinaus fand ich plötzlich einen größeren Sinn. Ich möchte nicht sagen, daß ich ein unfehlbarer Jugendführer bin, aber an solcher Stelle, vor Kindern stehend, meine ich, ist das Werk des Hitler-Jugend-Führers am tiefsten abgerundet. „Mensch in meiner Hand", dachte ich.

Du sollst auch nicht denken, daß der Rausch dieser ersten Stunde angehalten hätte und alles eine Art verzücktes Vergnügen gewesen sei, nein, es kamen auch langweilige Stunden, mühselige und schwierige Arbeiten, und es dauerte eine Weile, bis ich feststellte, daß es dazu gehörte und ich mir einer schlecht gelaunten Stunde wegen keine Vorwürfe zu machen brauchte. Wenn nur ein unablässiger, fester Gedanke in allem ist.

Ich bin mit meinen Jungen und Mädeln auch hinaus gegangen. Mit Schiefertafel und Lehrbüchern! Wir haben im Grase gesessen, am Ufer eines Flusses und am Rande von Wäldern, und wir wurden eine fröhliche und ernste Einheit, meine Klasse und ich."



Zu vieren sitzen sie in einer Bank, aber sie vertragen sich ganz gut. Versonnen, nachdenklich, ehrgeizig, wissensdurstig, träumerisch und aufmerksam, alles ist wie überall, nur daß am Katheder diesmal ein Mädchen steht. Eine Schulhelferin des BDM., die an dieser Stelle eine wichtige Aufgabe erfüllt



Ein ZELT unter W…

Einen rechten Einblick in das Wesen der finnischen Jugend gewannen wir, als wir auf einer Waldstraße der Front im hohen Norden entgegenfuhren. Schon lange waren uns die Mädchen in den netten grauen Kleidchen aufgefallen, von denen wir wußten, daß sie zu der finnischen Organisation der Lottas gehörten. War es zunächst nur die Sonderbarkeit der Tatsache, daß sich mitten im Getriebe des Krieges Mädchen befanden, so wuchs in uns bald das Gefühl, daß es sich hier um eine dem finnischen Leben gemäße patriotische und einmalige Art des Einsatzes der Jugend handelte.

Wir haben die Lottas gesehen, wie sie mit fliegenden Haaren auf den offenen Lastwagen standen, wie sie auf jeden Luxus verzichteten und das harte Feldleben der Truppen mitmachten. Man könnte sie die Marketenderin des Heeres nennen, nicht weil Verdienste, Geschäfte oder Abenteuerlust sie alles ertragen läßt, sondern weil sie in wirklicher Anteilnahme und in voller seelischer Bereitschaft ihre Kräfte in den Dienst der Armee stellen. Nirgendwo habe ich einen Schatten gesehen, der das unglaublich schöne Verhältnis zwischen Soldaten und Lottas getrübt hätte. Sie taten Dienst an der Schreibmaschine, in den Gefechtsstäben, sie bedienten Telephonapparate, sie spähten nach Flugzeugen aus, sie wuschen die Wäsche, kochten, flickten, nähten. Ihre symbolhafteste Tätigkeit war, die Gefallenen nach altem finnnischen Brauch zu waschen, daß sie würdig in die Heimat überführt werden konnten.

So kamen wir an einem Zelt vorbei, das drei finnischen Lottas als Unterkunft diente. Schnell und herzlich begrüßten sie uns und luden uns ein.

Mitten im Felde, unterwegs zur Front, begegnete uns dieser schöne Augenblick, bescherte uns der Zufall eine fröhliche Stunde, an die wir lange zurückdenken sollten. Den finnischen Mädchen aber gehört unsere ganze Achtung.

Das Zelt der finnischen Lottas ist vorschriftsmäßig mit Blättern und Zweigen getarnt, denn die Front ist nahe und die Flugzeuge der Sowjets erscheinen oft über der Straße, die durch den Urwald führt, und dort muß sich der Verkehr ja konzentrieren. Die finnischen Mädchen aber haben sich daran längst gewöhnt. Sie haben die Vorsicht und die Gewandtheit sozusagen im Blut

Mitten im Wald bereiten den deutschen Soldaten die finnischen Lottas eine Kaffeetafel. Es wurde an ihr gelacht, gesungen und geredet, obwohl man sich doch eigentlich gar nicht verständigen konnte, weil die finnische Sprache den deutschen Soldaten zu ungewohnt ist



...wegs

Aber der Aufenthalt bei den gastfreundlichen Lottas konnte nur kurze Zeit dauern, dann rief die Pflicht die Soldaten weiter. Die finnischen Mädchen waren begierig darauf, die Fotos zu sehen, die während der vergnügten Stunde gemacht wurden. Sie schrieben den Soldaten selbst ihre Anschriften in die Notizbücher, damit sie es ja nicht vergessen sollten



Das Herz der Jugend



Ein trüber, regnerischer Tag, keine Menschen auf der Straße, aber eine Reihe von Halbwüchsigen, die mit Plakaten auffordern, Kriegsanleihe zu zeichnen



Heimkehr einer Schulklasse aus dem Walde, wo sie Obstkerne gesammelt haben. In Säcken, Pappschachteln und Tüten bringen sie den Ertrag ihrer Arbeit in die Stadt

Wir haben uns einige Bilder herausgesucht, die in ihrer bescheidenen, ja fast rührenden Weise von der Einsatzbereitschaft der Kriegsjugend des Weltkrieges berichten. Die Bilder sind zum Teil vergilbt, altmodisch, aber aus ihnen spricht für denjenigen, der offene Augen hat, die gleiche Begeisterung und Hingabe, die auch heute die Jugend zu einer Hilfsarmee in der Heimat macht.
Aber auch eins können wir beim Anblick dieser Bilder feststellen, daß dieser Einsatz der Kriegsjugend mehr spontan erfolgte, ungelenk, wenig organisiert und daß die Jugend heute auf Grund ihrer straffen und disziplinierten Organisierung den ihr zukommenden Aufgaben wesentlich mehr gewachsen ist. Man kann den



Eine Volksschulklasse einer Gemeindeschule, die durch Sammlungen über dreitausend Mark für die Kriegsanleihe aufbrachte. Man sehe ihre Gesichter an und begreife die Herzlichkeit, die Zähigkeit, die Unerschütterlichkeit, die Bescheidenheit, die Treuherzigkeit und die Hingabe, mit der sie dieses Ergebnis erreichten



Die Vierzehnjährigen unserer Zeit, die sich zu einer machtvollen Kundgebung zusammengefunden haben, ein Gelöbnis abgeben für Führer und Reich und mit ihrer ganzen Kraft sich einzusetzen gewillt sind, an ihrem Platze zu tun, was für die Erringung des Sieges nötig ist

Unterschied sehr schlecht mit Worten erklären, denn die Gründe liegen nicht einmal ausschließlich in der Unterschiedlichkeit der Organisationsformen, sondern in der völlig anderen Stimmung, die um die Jugend von 1914 ist.
Sie hat nicht dies ausgesprochene politische Bewußtsein, das die Jugend von heute auszeichnet. Um so eindringlicher und ergreifender wirken die Zeugnisse ihrer Arbeit. Das Herz der Jugend ist wie bloßgelegt, daß alles, was sie tut, aus diesem Herzen heraus verständlich erscheint.
Da zogen die Schulklassen in die Wälder, da sammelten die Schüler Altmaterial, Küchengeräte, Papier, Kleider und Schuhe, da wurden sie auch damals vielfältig eingesetzt, und doch ist das Bild der heutigen Jugend anders, zuversichtlicher, fröhlicher, selbstbewußter und siegerwartender. Es ist als liege um die Stirn der vergangenen Jugend eine leise Verlorenheit, die Ahnung, als ob doch alles vergeblich und nutzlos sei, während die Jugend heute wie in das Licht des kommenden Sieges getaucht scheint, daß sie alles aus einer gewissen Überlegenheit heraus schafft. Das letztlich trennt sie voneinander, die Gewißheit, daß ihr Einsatz vor 25 Jahren doch vergeblich blieb und daß heute die Gewißheit des Sieges die Arbeit der Jugend zu beflügeln scheint. Gleichgeblieben aber ist die Kraft, aus der die Jugend nur ihre Arbeit schaffen kann, die Kraft ihrer jungen gläubigen Herzen.



BDM.-Mädel in den Büros, arbeitende Mütter entlastend, denen durch diesen Einsatz Urlaub gewährt werden kann



Jungmädel, die einem vielgeplagten Kaufmann das Aufkleben der Marken-Abschnitte abnehmen. So viele kleine Arbeiten gibt es, zu denen die Jugend herangezogen werden kann und die, im großen gesehen, eine wirksame Hilfe bedeuten

Eine besonders schöne Aufgabe ist es für unsere BDM.-Führerinnen, sich um die Kinder zu kümmern, denen die Eltern in dieser Zeit nicht so viel Aufmerksamkeit wie sonst schenken können. In den Kindergärten des BDM. scharen sich die Kinder um die Führerinnen, die, ihnen nur um wenige Jahre voraus, beim Spiel und in der Unterhaltung helfen und für sie sorgen



Den Mädeln vom Landdienst erschließt sich eine besondere Fülle von Aufgaben. Manches ist ihnen ungewohnt und neuartig, aber mit der Zeit bringt man es fertig, mit allen Tieren Freundschaft zu schließen. Auf diesem Bild will entweder die eine oder die andere nicht recht. Aber sieht es nicht aus, als würden sie sich schließlich doch vertragen?



Die Jugend ist die Quelle der Lebensfreude. Wenn unsere BDM.-Mädchen als Hilfsschaffnerinnen Dienst tun, so ist das sicher keine leichte Arbeit, und die Größe und Schwierigkeit ihres Einsatzes sollen nicht verkannt werden. Aber alle Schwierigkeiten werden besiegt von der guten Laune, die ein achtzehn- oder neunzehnjähriges Mädchen aufzubringen in der Lage ist

Seid stolz auf die H J.

Alle waren versammelt und warteten. Aber wer sie kannte, wußte, daß ihre Ausgelassenheit gebändigt wurde durch eine Erwartung, die sich sichtlich allen mitgeteilt hatte. Viele saßen schon am Tisch, um den sie sich so oft in den Heimnachmittagen versammelt hatten. Nun sollte ein alter Kamerad zu ihnen kommen, den sie seit mehr als zwei Jahren nicht mehr gesehen hatten, der ihnen allen aber gut bekannt war. „Er kommt direkt aus dem Osten", sagten einige. Nicht lange danach stand ein Soldat in der Tür. Er war ganz plötzlich da, und die Munterkeit des Gesprächs ebbte im Nu ab. Ja, da war ihr alter Bannführer. Er kam in den Raum herein, ging von einem zum anderen und schüttelte ihnen die Hände. Er hatte ein paar Auszeichnungen, aber er trug sie, als seien sie nicht wichtig. Die Jungen mochten beeindruckt sein von der Tatsache, daß ihr Bannführer, ihnen bekannt von zahlreichen Feiern, Kundgebungen und Aufmärschen her, nun als Soldat vor ihnen stand. Aber da der Soldat in ihrer Mitte stumm blieb, vielmehr von einem zum anderen ging und Gesicht um Gesicht betrachtete, mochten ihm wohl Gedanken kommen, die sie selbst nicht verstanden. Wie hätten sie wissen sollen, daß er mit einem Gefühl auflodernder Freude ihre offenen Gesichter betrachtete. Es mochte ihn vielerlei ansprechen, woran sie nicht dachten, oder was ihnen selbstverständlich war. Die Schönheit beispielsweise ihres Beisammenseins, die Offenheit ihres Wesens, die Gradlinigkeit ihrer Anschauungen — nun, der Soldat war unter ihnen zu Hause.

Er setzte sich zu ihnen an den Tisch. Die Jungen bildeten einen neugierigen Haufen um ihn, sie waren begierig nach Erzählungen, von Abenteuern, von Heldentaten zu hören. Sie brannten darauf, zu wissen, was ihre Vorstellungskraft ihnen an Fragen übriggelassen hatte. Aber der Soldat, ihr alter Bannführer, saß unter ihnen, lächelnd und ihnen entrückt. Aber sie bemerkten es nicht. Er nur fand vor sich selbst die Antworten auf viele Fragen, und ihm rundete sich im Anblick dieses jugendlichen Bildes so vieles ab, was er im Laufe bewegender zweier Jahre erlebt hatte.

Dann erzählte er. Er wußte, daß seine Jungen auf ihre Kosten kommen wollten. Oh, wie gut wußte er auch, was ihnen zu hören Spaß machte, und ausgiebig ließ er die Zeiten vor ihnen entstehen, die ihm selbst so viel bedeuteten.

Aber dann kam wohl ein Augenblick, da er offener mit ihnen zu sprechen wünschte, da es ihn drängte, etwas zu sagen, was ihm, der er sich nun wieder in der Heimat und in der Mitte seiner Kameraden befand, aufgefallen war, und ihn auszusprechen plötzlich wie eine Begierde überkam.

„Was soll ich so viel vom Kriege erzählen. Es ist so mancherlei geschehen, und ich könnte ununterbrochen berichten, was ihr auch lesen könnt. Aber wenn ich euch ansehe, so kommen mir einige Gedanken, von denen ich möchte, daß auch ihr sie euch zu eigen macht. Ihr sollt euch nicht nur als die Zuschauer und die Zuhörer sehen, die nun als Jugendliche nicht anders den Krieg erleben können als aus den Worten der Älteren, der Brüder und der Väter. Ach, ich weiß nicht einmal, ob ich mich richtig ausdrücken kann oder ihr mich überhaupt versteht. Ihr solltet euch nicht beklagen, daß ihr um einiger Jahre willen, die ihr zu jung seid, den Krieg selbst nicht miterlebt als Soldaten mit der Waffe in der Hand. Wenn ihr wüßtet, wie bewaffnet ihr seid! Denn euer Geist ist es, eure ganze Anschauungswelt, der wir Soldaten uns verbunden fühlen. Seht ihr, ihr seht mich an, und wißt nicht, was ich meine. Aber stellt euch vor. Ich komme aus dem Osten. Ich habe zerstörte Großstädte gesehen, vernichtete Landschaften, verbrannte Dörfer. Ich habe so Trostloses gesehen und komme nach Haus — und sah die Heimat, sah euch, bin wieder im Schoße einer großen Familie. Ich habe offene Augen gehabt und mich umgeschaut. Da schien mir am köstlichsten das Bild der Hitler-Jugend. Ich habe Straßenbahnschaffnerinnen des BDM. gesehen, die Jungen und Mädel des Landdienstes, Helferinnen in Büros, in Geschäften, Sammlerinnen von Papier, Mitarbeiterinnen in Kontoren und Fabriken, Helfer in den Luftschutzdienststellen, aber was will ich aufzählen, wirklich bewegt hat mich wohl eigentlich das Wiedersehen mit dem großen Lächeln der Jugend, das Wiedersehen mit eurer Freude und mit eurer Lebendigkeit. Ich sollte wirklich nicht davon reden.

(Fortsetzung Seite 23)



Es gibt Leute, die früher gesagt haben, daß Arbeit schändet, und es gibt wohl auch ab und zu Leute, die sagen, daß harte Arbeit, besonders die harte Arbeit auf dem Lande, unschön mache. Ist dieses Bild nicht ein Gegenbeweis? Kann sich nicht Arbeit und Freude an der Arbeit so sehr ineinander mischen, daß daraus etwas Schönes, Gesundes, Ursprüngliches wird, das seine eigenen Schönheitsgesetze hat? Fern von Puder und Schminke gibt es ein Schönheitsideal, das seine Maßstäbe aus anderen Elementen schöpft als aus der bunten Lackiertheit des bloßen Anblickes, sondern aus der Natürlichkeit und Gesundheit lebensechter Vorgänge kommt. Und ein lebensechter, natürlicher Vorgang ist es, wenn ein gesundes junges Mädchen auf dem Lande arbeitet, mit Rechen, Milchkannen, Futterkisten und Schleifsteinen umzugehen versteht, ohne dabei den Scharm zu verlieren. Vielleicht liegt das nur daran, wie man der Arbeit gegenübertritt. Geschieht es mit Fröhlichkeit und Lebensmut, so wird sich die Schönheit als Drittes selbst hinzugesellen.



An langen Tafeln sitzen die jungen zukünftigen Matrosen beim Mittagessen, das sie sich nach der harten Arbeit, vor allem auf Deck, verdient haben

SÖHNE DES MEERES

Wer mit Aufmerksamkeit die Vorgänge des Krieges im Fernen Osten verfolgt, wird immer wieder auf das tiefste berührt sein von der Einmaligkeit der kriegerischen Taten, in deren Mittelpunkt der japanische Soldat stand. Es sind Taten, die das Zeug dazu haben, Legenden zu werden. Beispiellos ist die Opferbereitschaft der japanischen Flieger, die im Selbstvernichtungsflug sich auf die feindlichen Schiffe stürzten, denen das eigene Leben unwichtig ist, wenn es ihnen nur gelingt, dem Feinde Schaden zuzufügen. So versenkten sie in 35 Minuten das englische Schlachtschiff „Prince of Wales", das von seinen Konstrukteuren als unversenkbar gepriesen wurde. Von 16 Torpedos getroffen, von Bomben zu einem Schrotthaufen zerhämmert, rauschte der Koloß in die Tiefe.

Wer kennt nicht die Geschichte der japanischen Zwei-Mann-U-Boote, die aus nächster Nähe den amerikanischen Schlachtschiffen den Garaus machten. Hinzu kommt, daß all diese Taten über Entfernungen hinweg geschehen, die für unsere Begriffe unvorstellbar sind. Es gab eine Zeit in diesem Jahr, da lag in Tokio Schnee, und die Divisionen der Japaner kämpften sich durch tropischen Urwald hindurch. Hier und dort tauchten die japanischen Flottengeschwader auf, im Südchinesischen Meer, im Pazifik, im Indischen Ozean.

Möglich ist dies alles nur, weil die Japaner auf Grund ihrer insularen Lage ein Meervolk von Geblüt sind. Die Sehnsucht der japanischen Jugend zielt auf das Meer, deshalb existieren auch viele Vereinigungen der japanischen Jugend, die sich die frühe und rechtzeitige Schulung und Bekanntmachung mit allen Seefahrtsfragen zur Aufgabe gesetzt haben. Die jungen Japaner sind mit Begeisterung in diesen Vereinigungen tätig, und man kann sie, die die Heldentaten der japanischen Marine im augenblicklichen Kriege auf das brennendste verfolgen, mit Recht als die Söhne des Meeres bezeichnen.



Wie richtige Matrosen werden die Jungen mit allen Arbeiten vertraut gemacht. So lernen sie auch das Deck schrubben



Die Matrosen selbst nehmen sich der Aufgabe, die jungen Kameraden zu betreuen, mit Freude an

Zwischen den Welten

Einige Kilometer hinter der Front befand sich in einem unscheinbaren, nüchtern aussehenden Gebäude, das als eins der wenigen unzerstört geblieben war, ein Lazarett. Keins der prächtigen Lazarette, wie sie sich weit hinten im Etappengebiet befinden, mit weißgekleideten Schwestern und Fensterausblicken auf Gärten und Wiesen, sondern einer jener Operationsplätze, die mit der Front wandern, sich verschieben, und die für die erste Hilfe da sind. Ein Lazarett, in dem sich Tod und Leben entscheiden und das für die meisten nur ein Durchgangsort ist bis zu den schöneren und gepflegteren Genesungsplätzen in der Heimat. Über diesem Lazarett lag der Atem des Krieges und ein Hauch von Nüchternheit, ein Platz war es inmitten der zerstörten wüsten Welt der Front, und von den Strohsäcken aus, auf denen die Verwundeten gebettet waren, hörte man das Rollen der Geschütze und sah man nachts am Horizont den Schein des Mündungsfeuers. So konnte man diesen Ort als einen Ort zwischen den Welten bezeichnen — ein geistiger Begriff —, weil er durch nichts so sehr gekennzeichnet werden kann, als durch die Wünsche jener Verwundeten, die nur eine kurze Station machen auf dem Wege zwischen der Front, dem nahen Tode und dem glückseligen Leben der Heimat. An beiden Seiten eines langen Bodenraumes befand sich Strohsack neben Strohsack. Keine weiße Wäsche leuchtete, nichts war zu sehen oder auch zu erwarten von den äußeren Anzeichen eines liebevollen Luxus, den man um die Verwundeten hätte entfalten können. Ein Durchgangslager war dieser karge Bodenraum mit seinen schlecht gekalkten Wänden, ein flüchtiger Aufenthaltsort, den die meisten nur für wenige Tage benutzten, und doch war die Luft geladen mit Schicksalen, der nüchterne Raum persönlich geworden durch die Vielgestaltigkeit, durch den Ernst und durch die Härte des persönlichen Erlebens. Da lagen sie in blutigen weißen Verbänden, von Wolldecken bedeckt, Zeitung lesend oder rauchend, hier und dort plaudernd, alles aber geschah in zurückhaltender Stummheit, als wissen sie selbst, daß der Geist dieses Raumes ein unfaßbarer, dunkler und ernster sei. Da lag einer ohne Bein. Vor acht Tagen hatte für ihn mit dem Schlage

(Fortsetzung Seite 22)

Getanzte Lebensfreude

Man hat in den Jahren des Krieges oft zu formulieren versucht, welche menschliche Tugend den Krieg gewinnen helfe, denn hinter den Waffen steht der Geist eines Volkes, und wir sind der Meinung, daß die geistigen und seelischen Kräfte, die hinter u n s e r e n Waffen stehen, die besseren sind. Neben der Zähigkeit und der Härte, die unsere Soldaten den furchtbaren Winter in Rußland überstehen ließen, stehen der unverrückbare Optimismus und der Siegeswille der Heimat. Aus diesem Optimismus und dem Siegeswillen heraus schöpft die Lebensfreude ihre Kräfte, ein Zeichen des sich niemals Geschlagengebenden, des Lebenswillens und der ewigen Hoffnung, die in der Jugend den

Lächelnd, fröhlich, haarewehend, kleiderschwingend ist der Tanz der beiden auf dem grünen Rasen. Bloßbeinig und ohne Tanzschuhe führen die braunen Füße einen zierlichen, behenden schnellen Wirbel aus





Sie tanzen nicht Maschinen gleich in übertriebener Exaktheit, sondern die Gesetze ihres Tanzes verbinden sich mit den natürlichen, harmonischen Bewegungen. Was aus solch einem Bild uns anspricht, ist nicht die Gleichheit der Bewegungen, sondern die Frische, Fröhlichkeit, die Hingabe an den Tanz, die aus den Gesichtern leuchtet

vielleicht sichtbarsten und schönsten Ausdruck findet.

Mehr als eine bloße Beschäftigung für sonnige, freie Nachmittage ist es, wenn die Mädel des BDM.-Werkes Glaube und Schönheit auf die grüne Wiese ziehen und ihre Tänze aufführen.

Der Tanz unserer Mädchen braucht den freien Himmel, die grüne Wiese, die frische Luft und den Wind, der ihre weiten Kleider und ihre Haare wehen läßt. In der Freude am Rhythmus, an der Bewegung und in der Schönheit des Tanzes selbst offenbart sich uns das Bild der unbeirrbaren Lebensfreude der Jugend: „Getanzte Lebensfreude!"

Tanzende Mädchen auf dem Reichssportfeld in Berlin. Im unbeschwerten Kreise überlassen sie sich dem Rhythmus. Die Gleichheit ihrer Gesinnung und des Ausdruckes der Lebensfreude schafft die Harmonie, die hier sichtbar wird



Aus dem Leben eines Zeitungsboys

Jeden Morgen kam Frank Ewett die 27. Avenue herunter, unausgeschlafen und verdrießlich, wenngleich elegant und tadellos gekleidet. Er war begierig auf seinen morgendlichen Krach, den er brauchte, um hellwach zu sein, alle Kräfte in sich zu spüren und für den Tag zurechtzulegen. Frank Ewett besaß eine Zeitung, die „News", die er mit allen Listen des erfahrenen Geschäftsmannes durchboxte, wie er zu sagen pflegte. Der elegante Anzug hing ihm etwas am Leibe, so als könne er nicht Ewetts wahre Natur verdecken, seine Pferdenatur, seine bärbeißige Gesundheit und jene leichte Anrüchigkeit, die darin lag, daß man Ewett „alles zutraute".

Jeden Morgen also kam Ewett die Straße herunter und suchte seinen Krach, irgend etwas, woran er seinen Zorn austoben konnte, um dann mit weggeblasener Mürrischkeit erleichtert seinem Geschäft zuzugehen. Jeden Morgen ließ er sich die Schuhe putzen, und wehe dem armen Boy, wenn sich Ewetts Wut an ihm entlud. Dicky hatte gerade seinen Dienst aufgenommen und mit einiger Verwunderung die Scheu seiner Kollegen gesehen, die Ewett aus dem Wege gingen, wo sie seine verdrießliche Morgenerscheinung sahen. Dicky war ein junger Kerl, völlig unelegant und bei aller Jugend durchtränkt von poesielosester Sachlichkeit. Er hatte kein Gramm Fett zuviel auf dem Körper. Er hatte einen langen, hageren Hals, flinke Augen und ein undurchdringliches Gesicht. Zäh wie Unkraut, möchte man bei seinem Anblick sagen. Dicky also ging Ewett keinesfalls aus dem Wege. Er stürzte sich mit der Geschwindigkeit eines kleinen Brüllaffen über Ewetts Schuhe und machte alles das, was Ewetts Schuhe spiegelblank werden ließ und den wohltuenden Anschein erweckte, welch unermeßliches Vergnügen es sei, sich mit Ewetts Schuhen zu befassen.

Ewett musterte den neuen Boy genau, spuckte ihm seinen Kaugummi hart vor die Füße und legte los. „Gewiß, gewiß", sagte Dicky ungerührt und wienerte weiter.

„Was heißt gewiß", rief Ewett, „ich wünsche mich mit dir nicht zu unterhalten, sondern zu schimpfen".

„Ach, Sie schimpfen, Mister Ewett?", sagte Dicky, „das habe ich nicht gewußt."

Finster vor Überraschung starrte Ewett den mageren, kleinen Putzboy an. Er faßte ihn sozusagen erst einmal ins Auge. Dicky war ohne Frechheit, aber er hatte im Auge etwas, das seine lederne Zähigkeit verriet, so einen Abglanz von Wünschen und Zielen, der ihm das Aussehen eines spürenden kleinen Hundes gab.

„Woher weißt du meinen Namen?", fragte Ewett.

Dicky gab Ewetts Schuhen noch einen zärtlichen Klatsch.

„Ach", meinte er, „Sie haben doch die ‚News', man kennt Sie doch, Mister Ewett."

Ewett knurrte vor sich hin, er wußte, daß der kleine Boy ihm schmeicheln wollte, aber obwohl er es wußte, tat es ihm gut.

Dicky sagte: „Die ‚News' kam übrigens heute wieder fünf Minuten später als der ‚Chronist'."

Ewett schrie: „Was sagst du da? Fünf Minuten später?"

„Ja", meinte Dicky und sagte weiter: „Der Mann vom ‚Chronist' ist besser."

Er sagte Mann, obwohl es halbwüchsige Bengel waren, die da in seiner Nähe die Zeitungen verkauften. Bengel, so wie er, als hätte sie der Asphalt ausgespuckt, daß sie in den Straßen zu Hause sind.

Ewett ging. Er wußte, was der Putzboy wollte. Er kannte diesen Blick, die niederträchtige Bescheidenheit, mit der er sich in den Vordergrund drängte, die völlige Ehrfurchtslosigkeit, die Dicky beseelte. Ewett wußte, daß Dicky ein Psychologe war, so als flöge den Jungen seiner Art das Wissen um Menschen und Seelen zu. Ein kleines Biest mit einem ungeheuren Willen, das war Dicky, und Ewett wußte das. Mit einem Blick, denn Ewett war heute noch so.

Jeden Morgen ließ Ewett sich von Dicky die Schuhe putzen. „Sieben Minuten hat er heute gebraucht", sagte Dicky nebenbei, „und zwei davon noch mit dem Bäcker geredet, der Mann vom ‚Chronist' hatte schon die Hälfte verkauft."

Da sagte Ewett dann: „So komm denn und mach es besser."

Dicky war gar nicht überrascht, er legte seine Sachen zusammen und sagte, „er hätte schon darauf gewartet, er könne gleich mitgehen."

Dann trabte Dicky neben Mister Ewett her. Ewett wütend, kauend, ausschreitend. Dicky zwei Schritte zugleich nehmend. So tauchten beide in das Zeitungsgebäude ein. Dicky ganz eng neben Ewett, damit der Pförtner ihn sehe. Ewett merkte das



alles und wußte auch, daß es keinen Zweck habe, Dicky etwas zu sagen. Er schickte ihn dann in die Personalabteilung.
So kam Dicky zu den Zeitungsboys. Er ging hin und sagte: „Hallo", mehr nicht. Die anderen sahen ihn schweigend an.
„Wer ist der Knabe?", fragte Jacky. Aber Dicky störte sich an nichts. Man konnte ihn nicht beleidigen. Man konnte ihm alles ins Gesicht sagen, es hätte ihn nicht gerührt. Denn zornig zu sein, hielt er für unnütz. Jeden Gedanken verwandte er nur darauf, was er tun müsse, sich zu erhalten, vorwärts zu kommen und Erfolg zu haben. Unablässig kreisten seine Gedanken um diese Fragen. Aber auch die Gedanken aller anderen Boys kreisten um diesen Mittelpunkt, so daß sie einen großartigen Kampf ausführten, wer von größerer Gerissenheit, Zähigkeit und Schlauheit war. Dicky hatte keine Illusionen, keine Freundschaften. „Hallo", sagte er, nahm seinen Packen Zeitungen und haute ab, verschwand im Gewimmel, als hätte es ihn verschluckt. Dicky merkte natürlich sofort, daß sie ihm einen schlechten Distrikt gegeben hatten. Hier kaufte nur einer eine Zeitung, um sich etwas einzuwickeln.
Einer saß auf einer Bank und tat nichts. Dicky wollte ihm eine Zeitung verkaufen. Der Mann war abgerissen und dreckig. Was sollte er eine Zeitung kaufen? Da schenkte ihm Dicky eine. Er sagte: „Hier haben Sie sie so!" Worauf jener ihm ein Geldstück vor die Füße warf, er brauche sich nichts schenken lassen. Das waren Dickys Siege.
Trotzdem gefiel es ihm hier nicht, und er schielte nach den großen Plätzen. Aber da waren die Headboys, die gaben ihren Platz nicht her. Dicky schlängelte sich an einen heran. Es war Billy, ein Alter eigentlich schon mit seinen sechzehn Jahren.
Dicky sagte zu ihm, was er denn hier noch herumstände, wenn er sechzehn wär, wolle er — ja, jedenfalls wäre er etwas. Billy sah ihn von der Seite an. „Junge", stöhnte er, „ich will ja auch weg. Aber ich habe noch nicht den richtigen Job."
Da wußte Dicky Bescheid. Billy war zu weich, das sah er sofort. Er kam nun öfter zu Billy und sah ihm zu. Er stand da und sah ihm zu. Er kam dann und sagte: „Ja, es ist wirklich nichts mehr für dich, alter Billy. Aber du warst sicher mal ein guter Verkäufer."
„Der beste", sagte Billy.
„Das sieht man", meinte Dicky. „Aber jetzt hast du wohl keine richtige Lust mehr?"
„Nee, ich habe nicht mehr das richtige Interesse."
„Ja", sagte Dicky, „du läßt viele durchgehen."
„So", sagte Billy. Dicky war nun immer um ihn. Billy war es peinlich, daß ihm Dicky zusah. Der kam und sagte: „Nee, wirklich, du hast nicht mehr das richtige Interesse, Billy. Du könntest ganz andere Sachen machen."
„Wenn ich nur einen Job hätte", sorgte sich Billy.
„Du hast heute wieder weniger verkauft." Mitleidslos nistete sich Dicky bei Billy ein.
„Ich helfe dir, sonst merken die noch was", sagte Dicky. Da gab Billy ihm die Hälfte ab. Und nun konnte man Dicky arbeiten sehen. Hierhin, dorthin, der Schweiß rann ihm am Körper. Viele kauften nur, um ihn los zu sein. Seine Stimme bekam mit der Zeit einen ganz heiseren Klang, da klang nichts durch an Gefühl, eine Trompete war das, eine Fanfare. Dieses Beispiel zermürbte Billy. Und eines Tages kam Dicky und sagte, er habe einen Job. Billy könne sich selbständig machen und einen Gemüsekarren übernehmen. Er, Dicky, würde es selbst tun, wenn er nicht zu jung wäre.



So drängelte Dicky Billy von seinem Platz; er hatte wochenlang mit ihm gerungen, aber nun vergaß er ihn auf die Sekunde.
Er war ein Headboy geworden. Immer noch war er mager, schäbig gekleidet, aber durchleuchtet von einem unablässigen Willen, der stetig nach Möglichkeiten spähte, nach dem geringsten Widerstand in allem, um sich weiter voranzufressen, zu arbeiten, zu mogeln, zu drängeln.
Da wollten ihm die anderen einen Strick legen. Dicky hatte auch Abonnenten aufzusuchen und zu kassieren. Viele bezahlten aber nicht. Da mußte Dicky eines Tages auch losgehen, um die Säumigen zur Zahlung zu bewegen. Die anderen hatten ihm das eingebrockt. „Da ist doch Dicky", sagten sie, „der ist doch so tüchtig." Dicky ging los. Er wich den Leuten nicht vom Leibe, unerschütterlich hockte er in den Küchen und Zimmern, ungerührt, mitleidslos, bis sie bezahlten. Aber einige bezahlten doch nicht, weil sie nichts hatten. Da tat Dicky von seinem Geld den fehlenden Betrag hinzu. Zwar schmerzenden Herzens, aber sein Ruf war ihm soviel wert. Von da an gaben es die anderen auf, gegen Dicky zu kämpfen.
Es war unnütz, denn Dicky war ihnen über. Er hatte keine Vergnügen, die ihn ablenkten, er war ununterbrochen im Kampf seines Lebens. Seine Augen waren flink, sein Verstand in ewiger Jagd.
Da fing Dicky eines Tages an, seinen Platz zu vermieten. Er ließ andere für sich arbeiten und nahm dafür einen Teil des Geldes. Es waren nämlich arme Schweine unter den Boys, die gerne so einen Boß wie Dicky hatten, weil es für sie bequemer war. Mit der Zeit hatte Dicky zehn bis fünfzehn Mann, die für ihn arbeiteten. Dicky aber machte sich an andere Pläne. Er paßte auf Ewett auf, bis er ihn „zufällig" traf.
„Hallo, Mister Ewett", sagte er.
Ewett sagte: „Hallo, was macht die Zeitung?"
Dicky schüttelte den Kopf. „Wir haben dem ‚Chronist' zeitlich den Rang abgelaufen."
„Wieso zeitlich", knurrte Ewett. „Er ist besser", sagte Dicky. Ewett bekam einen Wutanfall.
„Dann lauf zum ‚Chronist'", schrie er.
„Wollten die Leute ja", sagte Dicky, „aber ich sagte, ich gehe von der ‚News' nicht weg, ich kenne Ewett gut."
„So", meinte Ewett, „dann komm mal mit."
So gingen sie ins Büro. Dicky warf sich in einen Sessel. Er hatte vor nichts Achtung; er machte kleine Augen und schärfte seinen Verstand. Die Spucke blieb ihm weg vor Erregung. Ewett kannte diese Stimmung. Er knurrte bösartig und fragte, was Dicky denn machen wolle.
„Reporter will ich werden", sagte Dicky. „Haha", lachte Ewett. Dicky blieb ganz ruhig. „Ich weiß, was die Leute lesen wollen", sagte er. Die ‚News' geht kaputt, wenn sie nicht anders wird."
Ewett tobte vor Wut, er schrie auf Dicky ein, der aber saß ganz blaß und bescheiden da, als hörte er gar nicht. Die Sache endete damit, daß Dicky Filmbesprechungen machen sollte unter der Überschrift: Was die Leute sagten!
Zu der Zeit war Dicky keine sechzehn Jahre, er war nie Schwimmen gewesen, nie auf einem Sportplatz gewesen, er hatte kein weicheres Gefühl im Herzen als einen unablässigen Vorsatz, wie verdiene ich Geld! Er war nie auf dem Lande gewesen, hatte nie ein Kornfeld gesehen, nie einen Freund gehabt und kein einziges Gespräch geführt, etwa über den lieben Gott, oder über etwas, das nichts mit dem Gelde zu tun hätte. Er war mitleidslos wie ein Wolf, immer nur auf seinen Vorteil bedacht und kannte keine Rücksichten. Er war in einem Hinterhof groß geworden in Armut und Elend und niemand hatte sich seiner angenommen. Er kämpfte sich durch sein Leben hindurch, zäh, mit keiner anderen Freude als der, Geld zu verdienen. Keine sechzehn Jahre war Dicky und schon an Erfahrung, Kaltblütigkeit und Herzlosigkeit ein alter erfahrener Renner nach dem Gelde. Er hat nie eine Jugend gehabt.

GEDANKEN, BILDER und BEISPIELE

Soldat zu Hause

Eine Mutter sagte mir, daß ihr Junge zu Hause gewesen sei. Er war aus dem Osten gekommen, ein wenig stiller, ein wenig verschlossener und ein wenig anders. Die Mutter sagte, daß sie Mühe gehabt hätte, ihn wiederzuerkennen. Aber man müßte es wohl verstehen, daß einer, der als Kind auszog, als ein Mann wiederkam. — An ihren Augen aber sah ich, daß sie damit nicht alles erklären konnte. Denn zwar war er ein Mann, aber es haftete ihm darüber hinaus etwas an, das man schwer an Äußerlichkeiten erklären konnte. Es mag eine neue Stimmung gewesen sein, ein plötzliches Verharren im heitersten Gespräch, ein Hinweggehen über Dinge, die im Alltag des normalen Lebens wichtig erschienen und die plötzlich gar nichts bedeuteten, und als erhebe er sich mit seinem Herzen über alles dies, und befände sich in einer Laune und in einer Lage, die niemand kennen könne. Aber die Mutter sagte, daß sie, wenngleich sie manches an ihm nicht verstünde, sie doch fühle, daß es etwas Gutes sei, und sie entschuldige, wenn er sich nicht wie einst benahm. „Er hat so viel erlebt", sagte sie sich.

Das Gespräch am Abend

In der Stadtbahn in Berlin standen sich bei der Fahrt zwischen Station Friedrichstraße und Zoologischer Garten nahe der sich automatisch schließenden Tür zwei Männer gegenüber.

Der eine war Soldat; er hatte Gepäck bei sich, sein Zeug war abgetragen, und er sah stumm geradeaus. Der andere trug unter einem hellen Mantel einen Abendanzug. Sein Gesicht war braun und kräftig. Neben ihm stand eine gutgekleidete Dame. Es mag sein, daß sich ihre Blicke begegneten, die des Soldaten und die des Mannes im dunklen Anzug. Es entstand eine Art Spannung zwischen ihnen. Sie musterten sich und machten dabei die gleichgültigsten Gesichter. Der Mann aber mit dem kräftigen, braungebrannten Gesicht bewegte sich, räusperte sich, als wolle er etwas sagen. Man merkte ihm eine gewisse ärgerliche Stimmung an. Draußen huschten die spärlichen Lichter der einzelnen Stationen an den Fenstern vorbei. Am Lehrter Bahnhof packte der Soldat seine Sachen zusammen. Der Mann mit dem hellen Mantel griff ein wenig eilig zu und half ihm, und als ihre Gesichter dicht beieinander waren, sagte der Mann im Abendanzug: „Ich war auch Soldat,

(Fortsetzung Seite 22)



Rechts umb! Herstellet euch!

Es ist nicht ohne Interesse, aus einem längst vergessenen Buch zu erfahren, daß sich schon im Dreißigjährigen Kriege eine deutsche Jugendwehr gebildet hatte, um sich in militärischen Dingen zu üben und auf den Krieg vorzubereiten. Dieses Buch führt den Titel „Irenaromachio" (Von Feind und Krieg) und ist in Hamburg 1630 erschienen. In diesem Buche ist ein Gespräch zwischen dem pueri milites (der Jugendwehr), dem Capitanus puerorum (ihrem Führer) und der Irene wiedergegeben.

Die pueri milites treten auf mit ihrer Kompanie.

Capitän: Monsieur Lieutenant, habt Ihr die Knechte alle beieinander?

Lieutenant: Ja, Herr Hauptmann.

Capitän: Wol, so stellet sie in ordor und exerciret sie ein wenig.

Lieutenant: Ja, Herr Hauptmann (zu den pueri milites): Allo, Bursch, das Gewehr schön, oder ich werde oleum pumpoleum austheilen. Oeffet ewer Glieder. Rechts umb. Herstellt euch. Rechts umb. Kehret euch. Her stellet euch. Links umb. Her stellet euch.

Irene: Mein Sohn, komm doch und sage mir, was soll diess wesen. Ists nicht genug, daß die Alten Kriege führen? Ihr Jungen müßt auch dazu gewennen?

Capitän: Die Fraw ärgere sich nicht daran, wir spielen nur.

Lieutenant: Wollt Ihr uns das Spielen verbieten?

Irene: Ich will euch das Spielen nicht verbieten, aber ehrliche Spiel, so Kinder geziemen, sollt ihr spielen.

Capitän: Ist diss ein unehrlich Spiel?

Irene: Solche Spiele gebühren euch nicht zu spielen, denn worzu ein Knabe in der Jugendt gewehnet wird, dazu hat er sein lebenlang lusten.

Lieutenant: Ist denn das nicht gut, daß man sich in der Jugendt zum Kriege gewehnet? So kann man sich darein schicken, wenn man groß wird.

Irene: Es wäre aber viel besser, daß ihr dazuhalten würdet, wie ihr lernen könnet, Frieden zu erhalten, als gefährliche Krieg zu führen.

Capitän: Jetzund ist aber jenner Krieg in der Welt.

Irene: Das kompt daher, dass niemand weiss, den Frieden zu erhalten, darumb sollet ihr lernen, wie man den verlorenen Frieden wider erlangen solle, denn daran wäre ewren Vaterland merklich gelegen.

Signifer: (Fahnenträger) Laßt uns nur fort spielen, Herr Hauptmann, was haben wir mit dem Weibe zu thun?

E. Heinsick

Ferdinand Rapp:



Der letzte Tag

Als Hellmut morgens in das Wohnzimmer der Familie kam, war alles wie sonst. Der Vater überflog die Zeitung und hatte den weißen Kittel schon angezogen, denn in wenigen Minuten würde er in das Ordinationszimmer hinübergehen. Er war praktischer Arzt. Lina, das Mädchen, sah wie jeden Morgen von Zeit zu Zeit aus dem Fenster und sagte, wen sie zur Sprechstunde habe kommen sehen. Beispielsweise: Der alte Möller ist auch wieder da, er ging ganz krumm und hat wohl gewußt, daß ich aus dem Fenster sehe", oder: „Sieh da, die Frau Holberg, morgens zum Arzt, abends zum Arzt, die kommt auch nicht mehr so aus. Das muß an der Luft liegen —". So sagte das Mädchen Lina jeden Morgen, und die emsige Tätigkeit ihres Mundes hinderte sie nicht in den Verrichtungen ihrer Hände. Da kam der kleine Wolfgang verschlafen aus seinem Zimmer. Klein-Helga beschmierte sich mit Marmelade. Lina half dem Tertianer Roland, seine Bücher zusammenzusuchen, die er gestern abend doch ganz bestimmt hier oder dort hingelegt habe.

Währenddessen aß der Vater einige Happen und sah in die Zeitung, von der er ab und zu aufsah, als könnte er mit seinen Blicken den lärmvollen morgendlichen Wirrwarr regieren. Aber das konnte er wohl nicht.

Heute indessen sah er länger als gewöhnlich auf seinen Sohn Hellmut, der sich in seiner schweigsamen Weise an den Tisch setzte und zu essen begann.

Die Mutter kam aus der Küche, mit ihr Hannelore, die schon siebzehn war und der Mutter half.

Die Mutter sagte: „Ach, da fängt er ja schon an zu essen." Immer hatte sie versucht, die morgendliche Frühstückstafel zu einem festen Termin werden zu lassen, der alle Mitglieder der Familie in Vollständigkeit beisammen sah. Aber das gelang um so weniger, je zahlreicher sie wurde.

„Ich wollte dir heute doch so Schönes machen, und wir hätten uns alle wohl gedulden können, bis Hellmut kam. Es ist doch sein letzter Tag."

Aber nun war es zu spät. Roland mußte schon zur Schule gehen. Er stand fertig da, und Lina drängelte ihn, aber er wollte unbedingt noch von Hellmut wissen, wann er denn nun endgültig gehe, ob er schon die Kaserne wisse, welche Kameraden er habe, und wann er wohl an die Front käme.

„Mach nur, daß du gehst", sagte die Mutter. „Er kommt doch noch nicht an die Front." Ihre Stimme schwankte ein wenig, und Roland raste ab. Lina, die unablässige Fensterspionin, sah ihn über den Platz rennen. Jung, hager, schnell, und seine Tasche schlotterte. „Seht nur, wie er läuft, er wird sicher wieder etwas aus seiner Tasche verlieren", sagte Lina.

Hellmut stand auf. „Willst du weggehen?" fragte die Mutter, „ich denke, du solltest heute zu Hause bleiben."

Auch der Vater stand auf. Er sagte ein wenig gelangweilter, als er war: „Warum soll er hierbleiben? Dir in der Küche zusehen?" Vater und Sohn standen nebeneinander, fast gleich groß, Hellmut nur schlanker, aber ebenso besonnen. „Laß ihn gehen", sagte der Vater. „Ja", sagte Hellmut, „ich habe noch einiges zu erledigen, ich bin zum Mittagessen wieder da."

„Einiges zu erledigen", meinte die Mutter. „Was hast du nur zu erledigen?" —

Dann ging Hellmut über den Platz vor dem Hause, schritt schnell eine Allee hinunter und schlenderte dabei nicht, sondern war wie einer, der es eilig hat.

Vor einem großen Kontorgebäude machte er halt. Telephonierte vom Pförtner aus und wartete. Er trug keinen Mantel und keinen Hut, hatte ein offenes Gesicht, in dem jetzt nur einige Nachdenklichkeit zu sehen war. Kurz darauf kam ein junger Mann herunter, der einen weißen Kittel trug und nach Art und Benehmen Hellmut ähnlich war, als ob sie Brüder seien, aber es war wohl nur der gleiche Ausdruck, der aus ihren Gesichtern und aus ihren Blicken sprach. Eine gewisse herzliche Offenheit, die sie beide sogleich verband. Sie schüttelten sich die Hände, und der junge Mann im weißen Kittel sagte: „So ist alles klar mit dir?" „Alles", nickte Hellmut. „Morgen fahre ich ab." „Die Gefolgschaft übernehme ich, Benno hat es mir schon gesagt", sagte der junge Mann im weißen Kittel. „Deswegen komme ich", sagte Hellmut. „Ich habe dir noch einiges zu übergeben."

Hellmut holte aus seiner Tasche einige Papiere und zeigte sie dem Kameraden. „Hier ist auch die vollständige Namensliste", zeigte Hellmut eine Liste. „Es muß dir natürlich schwer sein, alles so ohne weiteres zu übernehmen. Du kennst die einzelnen Jungen ja nicht, und was sollen dir die Namen sagen. Ich bin mit den Jungen Jahre zusammen gewesen, und jeden einzelnen kenne ich ganz genau. Eigentlich müßte ich Name für Name mit dir zusammen durchgehen. Hinter einigen habe ich ein Kreuzchen gemacht, das sind diejenigen, die am meisten Zeit haben, die kannst du einsetzen, wenn etwas Besonderes los ist."

So übergab Hellmut seine Gefolgschaft an einen Kameraden, weil er den grauen Rock anzog. Er mochte spüren, daß dies ein besonderer Augenblick sei, denn war es nicht der Schlußpunkt hinter einer Reihe von schönen Jahren? Trat nun nicht ein ganz anderes Leben an ihn heran? War das nicht die Sekunde, in der das Spiel abgelöst wurde durch den großen Ernst? Oder lag nicht auch schon im Spiel der heilige Ernst? Denn wenn man zusah, wie Hellmut Papier und Papier, Liste um Liste, Zettelchen um Zettelchen übergab, den Schlüssel zum Heim zuletzt und ihm immer Neues einfiel, was zu sagen unbedingt nötig war, so verriet sich in dieser Handlung die ganze Würde der Jugend. Aber Hellmut selbst mochte dies nicht merken. Er sagte: „Ich gehe noch zu Benno, mich offiziell abzumelden." „Es ist gut", sagte der junge Mann im weißen Kittel und stieg wieder die Treppen seines Kontors hinauf, während er sein Frühstücksbrot aus dem Papier wickelte. —

Hellmut aber suchte seinen Bannführer auf.

Der begrüßte ihn ruhig und sicher. „Ah, da bist du ja", sagte er, „ich hatte dich schon erwartet. Wann, dachte ich, geht bloß der Hellmut weg. Er wird doch wohl noch vorbeikommen."

So gingen sie beide in das Büro des Bannführers, der sich an seinen Schreibtisch setzte und einer Stenotypistin Anweisung gab, ihn nicht zu stören, denn Hellmut besuchte ihn während der Bürozeit in einer Textilfirma. Benno führte den Bann nur kommissarisch. Er holte aus dem

Schubfach einen Ordner, schlug ihn auf und sagte zu Hellmut: „Setz dich doch." Dann nahm er einen Bleistift, prüfte, ob er angespitzt sei und sagte: „Nun werde ich deinen Namen auch hier eintragen." Blatt um Blatt war mit Namen vollgeschrieben, und säuberlich setzte Benno Hellmuts Namen an das Ende dieser Liste. „So viele sind es?" fragte Hellmut. „Es sind eine ganze Menge", sagte Benno. Er sah auf die Namen, hinter denen ein Kreuz gemalt war mit Tagesdatum. „Das sind die Gefallenen", sagte Benno.

Es blieb eine Weile still zwischen ihnen, als wüßten beide nicht, was sie daraufhin zu sagen hätten. Vielleicht fand Benno, daß es nicht richtig sei, derartiges in diesem Augenblick zu sagen. Er schloß behutsam dieMappe und legte sie sorgfältig weg. Draußen schien die Sonne, und die Luft war ganz klar. Aber ebenso klar blieben die zuletzt gesprochenen Worte im Raum, bis sie undeutlich wurden und verwischten, so als würden sie von der Sonne und vom Leben aufgesogen. Benno sagte: „Du schreibst uns wohl, wo du bist, die anderen tun es auch. Ich weiß genau, wo sie alle sind und was sie alle machen. Jede Karte und jeden Feldpostbrief hebe ich auf. Es ist eine wunderbare Karthotek für einen, der hierbleiben muß."

Hellmut wußte, daß Benno von seinem Motorradunfall her einen steifen Arm hatte.

Dann ging Hellmut wieder. Er ging ein wenig ziellos durch die Straßen, als wüßte er nicht, was er jetzt zu tun habe. Schließlich aber kam er in die Nähe einer Schule, sah nach seiner Armbanduhr und stellte sich an den Zaun. Es war eine Mädchenschule. Eine Glocke schrillte, und rudelweise kamen die Mädchen auf den Schulhof. Hellmut mochte nicht unablässig hinüberstarren. Er sah vor sich hin und stieß einige Steinchen mit seinem Fuß weg.

Ein Mädchen kam an den Zaun, reichte ihre Hand hindurch und sagte: „Hellmut!" Er dreht sich um und sagte: „Tag! Ich bin hier gerade vorbeigekommen. Weißt du, ich fahre ja morgen weg."

Das Mädchen mochte etwa siebzehn Jahre sein. Sie hatte helle, klare Augen und schämte sich weniger als Hellmut, durch einen Zaun zu sprechen. „Das ist schön, daß du kommst", sagte sie, und indem sie Hellmut ansah, wurde er wieder sicher. Vielleicht kam es von ihren Augen. Sie waren so hell, so freundschaftlich und so warm.

Sie standen sich so eine Weile gegenüber, nur getrennt durch einen häßlichen, schwarzfleckigen Eisenzaun. Was sie sagten, war belanglos.

Das Bild Indiens

Das Mädchen fragte nach seinen Geschwistern und nach seinen zukünftigen Tagen, von denen er selbst so wenig wußte. Aber dann hatten sie auch Praktisches zu besprechen, denn das Mädchen am Schulzaun führte Jungmädel und benutzte dasselbe Heim. So hatten sie sich auch kennengelernt. Die Schulglocke schrillte wieder, und das Mädchen mußte gehen. Ganz beiläufig sagte sie und schon halb weggedreht, er solle ihr doch seine Feldpostnummer schreiben. Ja, das wollte er tun.

So stand Hellmut wieder allein. Es war bald Mittagszeit, und die Mutter würde auf ihn warten.

Aber er mußte noch auf einen Sprung zur Dienststelle gehen, um Abschied zu nehmen von den alten Schreibtischen, von den Regalen, von den Schemeln und all den Kleinigkeiten, die ihm so vertraut gewesen waren.

Als er zur Dienststelle kam, war niemand da. Natürlich, das hätte er wissen müssen. Aber es trieb ihn plötzlich, hineinzukommen. So stieg er, wie schon so oft, über die Mauer, ging in den Garten und suchte ein offenes Fenster. Natürlich, es gab auch ein offenes Fenster. Dann ging er, wie er es sich gedacht hatte, von Zimmer zu Zimmer. Hier hatten sie so viele Schlachtpläne entworfen, Sportfeste vorbereitet, Kundgebungen und Feiern. Hier hatten sie Führerbesprechungen abgehalten und über die Tische hinweg mit Leidenschaftlichkeit diskutiert. Er meinte, es müßten die Worte und Gedanken noch in der Luft liegen, als sei jeder Zentimeter der alten grauen Tapete hundertfältig mit den Elementen durchsetzt, aus denen sich ihre herrliche Stimmung zusammensetzte. Und da lagen die Ordner, die Zeitschriften, da war der Schrank mit den Sportgeräten. Da stand die Schreibmaschine, aus der tausendfach Befehl um Befehl, Anordnung um Anordnung, Liste um Liste gegangen war im Dienst der Jugend. Der Schreibtisch war unaufgeräumt, so, als ob die Arbeit nur für einen Augenblick unterbrochen sei und sofort wieder beginnen könnte. Da stand Hellmut auf dem Schauplatz seiner alten Tätigkeit, seiner alten Hoffnungen und seiner nie erloschenen Neigungen. Es überwältigte ihn plötzlich, daß er Abschied nehmen müsse, aber in dieses Abschiedsgefühl drängte sich ein neuer, erregender Klang, der ihn mit fortriß, daß er sich über alle wehmütigen Stimmungen hinwegsetzte, einen dicken Rotstift nahm und auf das aufgeschlagene Kalenderblatt nur die Wort schrieb: „Hellmut haut ab!"

Dann lief er im Trab zurück, denn die Mutter wartete sicher schon.

Warum KIPPT er nicht um?

Merkwürdiges über den „Soldaten" unter den Stelzvögeln

In Indien, und übrigens auch in Südamerika, bezeichnet man im Volksmund die Flamingos, jene rosafarbenen Verwandten unseres Storchs, als „Soldaten", was vermutlich mit der würdigen Haltung zusammenhängt, in der diese eigenartigsten aller Stelzvögel stundenlang — und noch dazu meist auf einem Bein! — wie „auf Posten stehen".

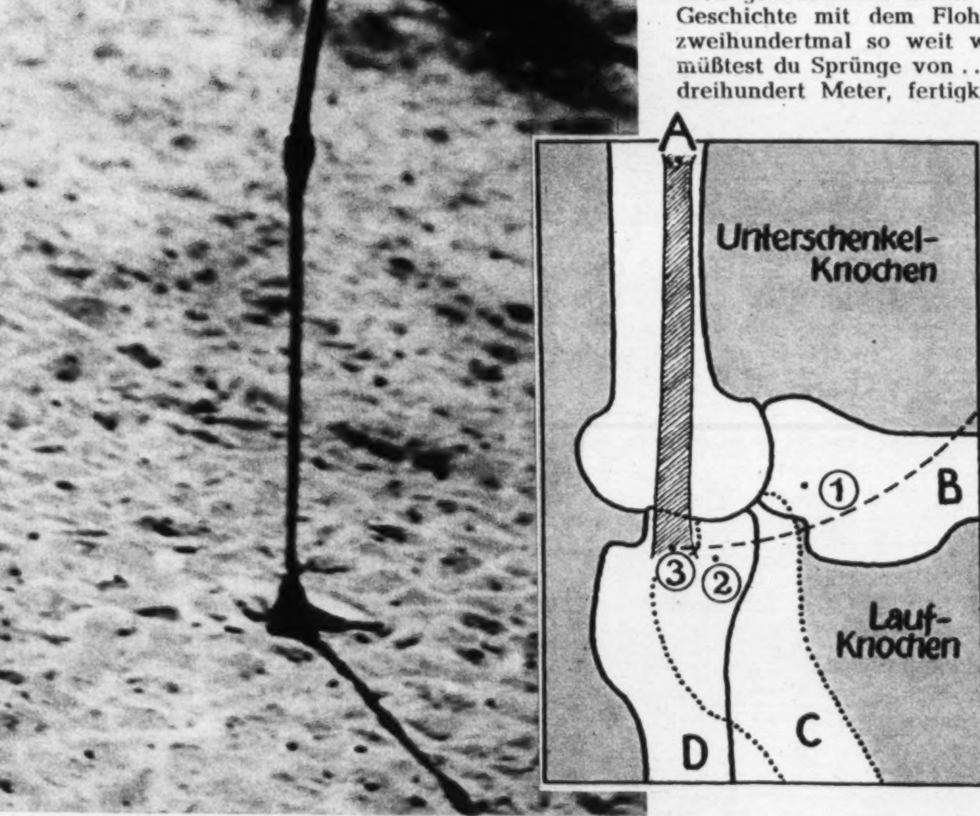
„Und das Tollste ist, sie s c h l a f e n sogar dabei!"

„Was, auf e i n e m Beine stehend?"

„Tatsache!" — —

Leute, die in fremden Ländern gereist sind, erzählen manchmal so phantastische Sachen, daß man gelegentlich glauben muß, sie schneiden auf. Und die Geschichte von dem „Auf-einem-Bein-Schlafen" der Flamingos und der sonstigen Stelzvögel, die mir kürzlich von einem (sonst eigentlich ganz wahrheitsliebenden) Indienfahrer erzählt wurde, kam mir wirklich ziemlich märchenhaft vor. Unwillkürlich zog ich mal probeweise selbst ein Bein an den Körper und machte die Augen zu. Unmöglich! Man kippt unter Garantie um, wenn man in dieser Haltung auch nur ans Einschlafen d e n k t! Und das, obwohl ein Menschenbein ja doch verhältnismäßig erheblich kürzer und stämmiger als ein Storchen- oder Flamingobein ist. —

Aber dann nahm ich mich selbst bei den Ohren: Alter Freund, sagte ich zu mir, jetzt hast du einmal selber den Fehler gemacht, über den du dich gelegentlich bei anderen ärgern mußt. Du hast die Lebensgesetze eines Tieres mit menschlichem Maßstab zu messen versucht. Und das geht eben grundsätzlich nicht! Denke doch an die berühmte Geschichte mit dem Floh: der springt mit einem Satz zweihundertmal so weit wie er selbst lang ist. Danach müßtest du Sprünge von ... na, sagen wir rund gerechnet: dreihundert Meter, fertigkriegen, und ein Elefant müßte Kilometersätze machen!



Man kann eben Eigenschaften und Fähigkeiten eines Lebewesens nur aus diesem Lebewesen selbst zu verstehen versuchen. Dadurch wird das besonders Eigentümliche irgendeines Tieres, das wir bewundern, gewiß nicht weniger wunderbar. Nur tritt an die Stelle eines falschen Vergleichens dann das Wissen um die geheimnisvollen, tausendfältigen Lebensgesetze im Reiche der Natur.

Doch nun zurück zu unserem „Soldaten" auf Stelzen. Daß die dünnen Beine des Flamingos den Körper (der übrigens durch das bauschige Federkleid schwerer aussieht als er ist) überhaupt „tragen" können, hängt mit ihrer röhrenförmigen Konstruktion zusammen. Man braucht vergleichsweise nur an einen Notenständer zu denken oder an die Stativbeine eines Photoapparates. Und dieser Ver-

gleich „hinkt" auch im Blick auf das Gelenk nicht, das sich beim Flamingobein wie auch an den Beinen der anderen Stelzvögel zwischen Unterschenkelknochen und „Lauf" befindet. Wir komemn darauf gleich zu sprechen.
Erst müssen wir schnell noch die Frage aufklären, woher es kommt, daß das Vogelbein an dieser Stelle in der entgegengesetzten Richtung eines Kniegelenkes, d. h. also im Winkel nach hinten und nicht nach vorn, einknickt! Ganz einfach: weil es überhaupt kein Kniegelenk ist! Wie bei allen anderen Vögeln sitzt auch beim Flamingo der sehr kurze Oberschenkel im Körper, und der obere Teil des Beines, den wir sehen, ist also der Unterschenkel! Deshalb haben wir ja auch den unteren Teil hier als „Lauf" bezeichnet. Und somit ist also das Gelenk, das uns hier interessiert, eigentlich überhaupt nicht mehr ein Bein —, sondern ein Fußgelenk.
Und jetzt kommt das Wunderbare: Dieses für das Stehen auf einem Bein so überaus wichtige Gelenk ist ein „Einschnapp-Gelenk". Was bedeutet das? Stellen wir uns vor, der Flamingo müßte beim Stehen auf einem Bein ständig durch die Anspannung bestimmter Muskeln dafür sorgen, daß sein Gelenk nicht einknickt. Das wäre bestimmt auf die Dauer recht anstrengend und ermüdend. Ganz unmöglich aber wäre das, wenn er auf einem Bein schlafen will! Denn im Schlafzustand würde ja die Anspannung der betreffenden Streckmuskel notwendig nachlassen, weil Schlafen auch beim Flamingo, genau wie bei anderen Lebewesen, gleichbedeutend mit Ausruhen, d. h. Entspannen der Körpermuskulatur ist. Und so hat hier die Natur jene Vorrichtung geschaffen, die man tatsächlich mit den Schnappscharnieren eines Notenständers oder eines Photostativs vergleichen kann. — Wie ist nun das Einschnappgelenk des Stelzvogelbeines beschaffen?
Das Ende des Unterschenkelknochens ruht mit einem „Gelenkkopf" von ellipsenförmiger Oberfläche in einer entsprechenden „Mulde" am oberen Ende des „Lauf-Knochens". Die Gelenkbewegung ist nur nach einer Richtung möglich, d. h. das Bein kann nur nach hinten einknicken. Soll dies aber geschehen, so muß erst ein entsprechender Muskelzug betätigt werden. Nun befindet sich aber an der Außenseite des Gelenkes ein straff gespanntes elastisches Band, das am Unterschenkel in einiger Entfernung vom Gelenk, am Lauf nahe unterhalb des Gelenks befestigt ist. Bei einer Bewegung des Gelenkes aus der Streck- in die Beugelage bewirkt die elliptische Form des Gelenkkopfes, daß sich der Abstand zwischen den beiden Befestigungspunkten des strammgespannten Bandes zunächst vergrößert, wodurch also das Band noch strammer gespannt wird. Wäre der Gelenkkopf nicht elliptisch, sondern kreisrund, dann würde die Sache nicht funktionieren; denn dann würde der Abstand der beiden Bandenden immer gleich sein und somit bei einer Gelenkbewegung keine Vergrößerung der Bandspannung eintreten. So aber wird der Gelenkbeugung durch das Gelenkband ein erheblicher Widerstand entgegengesetzt. Und dieser kann nur durch einen kräftigen Muskelzug überwunden werden! Sind demnach die Beinmuskeln entspannt (so daß sie keinen Zug auf das Gelenk ausüben), hält das Gelenkband die beiden Knochen gewissermaßen „automatisch" in der Streckstellung, genau so, wie dies bei einem eingeschnappten Stativgelenk der Fall ist!
Aus dieser Eigenart des Stelzgelenks erklärt sich übrigens jetzt auch für uns der merkwürdig zögernde Gang von Storch, Flamingo und sonstigen Stelzvögeln: Um die ständige An- und Abspannung des Gelenkbandes zu vermeiden, drücken die Stelzvögel das Gelenk beim Laufen niemals ganz durch, so daß ihr Gang immer etwas „knickebeinig" aussieht.
Um aber zum Schluß auch das noch zu erwähnen: Bei dem Stelzenschlaf des Flamingos spielt selbstverständlich auch der bei allen Vögeln außerordentlich gut entwickelte Gleichgewichtssinn eine maßgebende Rolle. Auch darüber ließe sich noch mancherlei Interessantes erzählen. Doch das würde hier um vieles zu weit führen. *H. K.*

Baden verboten?

Wasser, Wasserkunst und Wasserscheu

Wasser ist eine der Hauptgrundlagen alles Lebens. Daran wollen wir gelegentlich einmal denken, wenn wir mit einem einzigen bequemen Griff den Hahn unserer Wasserleitung aufdrehen oder uns mit kühnem Kopfsprung in die „kühle Flut" des sommerlichen Bades stürzen.
Nicht nur die Lebensgeschichte der Erde mit allem, was darauf kreucht und fleucht, zeigt, daß das, was wir „Leben" nennen, seinen Ursprung aus dem Wasser genommen hat. Auch die Lebewesen selbst bestehen zu einem erheblichen Teil aus Wasser, das den Träger der wichtigsten Stoffe im Körper von Pflanze und Tier bildet. Ist es nicht erstaunlich, daß der Wassergehalt vieler Pflanzen bis zu 75 Prozent, der mancher niederen Landtiere 85 Prozent und der der durchsichtigen Seetierchen, der sogenannten Salpen, noch etwas mehr als 99 Prozent beträgt, ja, und daß schließlich auch der Körper des Menschen zu etwa zwei Dritteln aus nichts als Wasser besteht?!
Aus einem derartig hohen Wassergehalt ergibt sich nun aber auch ein entsprechender Wasserverbrauch, und dies natürlich besonders in heißen Gegenden, wo z. B. der menschliche Körper, allein um sich Abkühlung zu verschaffen, tagtäglich mehr als zehn Liter Wasser „verdunsten", d. h. ausschwitzen kann...
Und so gehören denn auch zu den allerersten Kunstbauten der Menschheit diejenigen, die dem Wasser gewidmet sind. Denn nicht überall, wo sich Menschen ansiedelten, spendeten Bäche, Flüsse und Seen unmittelbar jenes Lebenselement, dem der griechische Dichter Pindar vor 2500 Jahren den berühmt gewordenen Satz gewidmet hat: „Wasser ist das Beste". Vielmehr mußte man oft tief in die Erde hineingraben, um des kühlen und klaren Grundwassers habhaft zu werden. Und wo Quellen von selbst aus der Erde hervortraten, da galt es, ihr Wasser sorgsam bis zu den menschlichen Behausungen zu leiten, damit es hier als Trinkwasser, als Wasch- und Badewasser, zur Bewässerung der Felder und zu sonstigen Zwecken diente.
Neben Brunnen, die — wie beispielsweise der um das Jahr 1000 entstandene, etwa 70 Meter tiefe Brunnen auf der Burg zu Nürnberg — oft beträchtliche Tiefen haben mußten und die sich übrigens in höchster Vollendung schon Jahrtausende früher, z. B. im alten Troja, nachweisen lassen, entstanden so die Wasserleitungen. Während bei den Brunnen an Ort und Stelle ehedem ein Schöpfeimer Dienst tat, der an einem Seil in die Tiefe hinabgelassen wurde, bildeten z. B. die alten Ägypter schon regelrechte Schöpfwerke aus, mit deren Hilfe das Nilwasser über große Entfernungen und auch über beträchtliche Höhenunterschiede hinweg über das Land geleitet wurde. Diese ägyptischen Pumpwerke bestanden im wesentlichen aus einem Schwingbalken, der an seinem einen Ende einen Schöpfeimer aus Ziegenleder, an dem anderen ein Gegengewicht aus Nilschlamm trug. Sie arbeiteten, von Geländestufe zu Geländestufe, gewissermaßen „Hand in Hand".
Eine wesentliche Vervollkommnung erfuhren derartige



Badewanne des Dichters. Mittelalterliche Malerei aus der großen Heidelberger Liederhandschrift von 1310

Pumpwerke in den sogenannten Becherwerken, den Vorläufern der heutigen Wasserpumpen. Bevor jedoch diese Saugpumpen allgemein üblich wurden, gab es hier und da einmal Vorschläge, wie man auf anderem Wege als durch Schöpfwerke Wasser „heben" könne. So schlug z. B. im Jahre 1418 ein Professor Fontana in Padua vor, man solle eine Rohrleitung aus einem Brunnen senkrecht nach oben führen und an ihrem oberen Ende in etwa Haushöhe ein großes Gerät anbringen. Er meinte: Wenn man in diesem Gefäß ein Feuer unterhalte, so würde dieses, sobald man es zudecke, die Luft in der Leitungsröhre „aufzehren" und infolgedessen würde dann das Brunnenwasser — da es ja nun keinem Luftdruck mehr ausgesetzt sei — in dem Rohr emporsteigen und in das Gefäß oben fließen. — Nun, in der Sache steckte fraglos ein guter Gedanke, wenn auch die Vorrichtung praktisch nicht ausführbar war.

Doch nun zu dem interessantesten Kapitel der „Wasserkunst": den Wasserleitungen der Antike. Es ist auch heute noch nicht allgemein bekannt, daß bereits die alten Griechen Rohrleitungen verwendeten. Die von Deutschen ausgegrabene griechische Wasserleitung in Pergamon hatte Bleiröhren von 30 Zentimeter Außendurchmesser, eine Länge von mehreren Meilen und war schon als sogenannte Druckleitung gebaut. Das will heißen: sie nahm ihren Anfang bei einer oder mehreren hochgelegenen Quellen und verfügte infolgedessen im Inneren der ganz mit Wasser ausgefüllten Röhren über einen derartigen Wasserdruck, daß sie, genau wie dies bei unseren heutigen Wasserleitungen der Fall ist, ihren Inhalt wieder bis in entsprechende Höhen hinaufzuleiten vermochte. Leider sind die kostbaren Bleiröhren dieser interessanten Leitung später geraubt worden. Nur die sogenannten Lochsteine, durch die die Leitung in bestimmten Abständen hindurchführte, sind noch heute bei Pergamon zu sehen. An der Größe der wunderbar ausgemeißelten runden Löcher kann man den Leitungsquerschnitt abmessen, auch wenn die Rohre selbst heute fehlen.

Im Gegensatz zu den Griechen haben später die Römer für ihre großen Fernwasserleitungen meist sogenannte Freileitungen benutzt, bei denen das Wasser infolge seines natürlichen Gefälles teilweise in offenen steinernen Rinnen wie ein „künstlicher Bach" entlang floß. Bei dieser Leitungsart mußten also Berge durchtunnelt und Täler überbrückt werden. Besonders die Talüberbrückungen, die Aquädukte — deren Überreste noch heute allenthalben im Raume des ehemaligen römischen Imperiums zu finden sind — gehören zu den gewaltigsten Bauwerken des Altertums. Von ihnen meinte ein stolzer Römer im Jahre 97, daß sie, die den Bedürfnissen der Menschen dienen, eigentlich mehr bewundert werden müßten als die „unnützen" Pyramiden der Ägypter. — Das alte Rom allein wurde durch zehn derartige Leitungen, die eine Gesamtlänge von über 400 Kilometer hatten, mit Wasser versorgt, das aus den Fernleitungen zunächst in sogenannte Wasserschlösser strömte, von denen aus Bleirohrleitungen in die einzelnen Häuser führten. Merkwürdigerweise kam es nicht selten vor, daß die öffentlichen Leitungen unerlaubt „angezapft" wurden. Jedoch mußten die Besitzer derartiger „Schwarzleitungen", wenn sie entdeckt wurden, dadurch schwer büßen, daß man ihre wertvollen Bleirohre beschlagnahmte.

In Italien kann man noch heute allenthalben auch die Überreste der antiken Bäder bewundern, jener Badeanstalten, die damals genau so zu einem unerläßlichen Bestandteil des öffentlichen Lebens gehörten, wie wir dies heutzutage gewöhnt sind. Nun aber das Merkwürdige: Zwischen jenem Damals und unserem Heute klafft eine Lücke. Und davon soll nun im folgenden noch die Rede sein.

„Baden wäre meine Sache nicht, habe diese Lust mein lebelang nicht begreiffen können." So steht es schwarz auf weiß zu lesen in einem Brief der bekannten Liselotte von der Pfalz, den sie vom Hofe Ludwigs XIV., des sogenannten Sonnenkönigs, in ihre deutsche Heimat schrieb. Dieses freimütige Bekenntnis zur Wasserscheu mutet uns heutzutage fast unglaublich an, und das um so mehr, wenn man erfährt, daß es sich bei der guten Liselotte nicht etwa um einen bösen Einzelfall, sondern leider um eine ganz allgemeine Erscheinung der damaligen Zeit handelte. Jawohl: Mit dem 16. Jahrhundert beginnt in Europa, in jenem Europa, dessen Kultur sich, vor allem seit der Entdeckung Amerikas, über die ganze Welt auszubreiten anschickte, das Zeitalter der — Wasserscheu! Während noch im 15. Jahrhundert allerorts in den öffentlichen Badestuben — wie sie uns z. B. Albrecht Dürer auf einem seiner bekannten Holzschnitte zeigt — eine selbstverständliche Körperpflege getrieben wurde, gerät der Gebrauch des Wassers kurze Zeit darauf schon geradezu in Verruf. Und auf dem Höhepunkt dieser „Entwicklung", die vermutlich mit der Furcht vor Seuchen und der Ansicht, daß diese besonders durch das Wasser übertragen würden, zusammenhing, im Jahre 1782, wird dann in einer „Anleitung zum guten Ton zum Gebrauch für die höheren Stände" ausdrücklich davor gewarnt, Wasser zum Waschen zu benutzen. Statt dessen empfiehlt man Parfüm und setzt den andächtigen Lesern in wohlgeformten Redewendungen auseinander, daß es immerhin gut sei, sich täglich die Hände und fast ebensooft das Gesicht zu waschen"...

Wie über manche anderen alltäglichen Dinge im Leben der Menschen während des 16. Jahrhunderts, liefert uns das Tagebuch des Schlesiers Heinrich von Schweinichen









In den Badestuben des 16. Jahrhunderts gab es keine großen Badewannen. Das warme Wasser wurde über die Badenden gegossen und floß durch die Löcher im Fußboden ab

Links: Der berühmte Holzschnitt Albrecht Dürers, das „Männerbad", zeigt, wie noch im 16. Jahrhundert im Freien gebadet worden ist

Rechts: Die Badestube des 19. Jahrhunderts war zugleich Frühstücksstube. In der Badewanne saß man wie in einem Lehnstuhl

auch zu dem Thema „Waschen" einen bemerkenswerten Beitrag. Er erzählt da nämlich unter anderem von einer schlesischen Gesellschaft, deren Mitglieder sich in ihrer Beitrittserklärung u. a. dazu verpflichten mußten, sich nie zu waschen!

Solche der Reinlichkeit zuwiderlaufende Gelübde aber waren seinerzeit anscheinend „üblich". Das beweist auch die bekannte Hemdengeschichte der Infantin Isabella. Im Jahre 1601 begann deren Gemahl die Belagerung von Ostende. Da leistete die treue Gattin den furchtbaren Schwur, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, als bis die Stadt erobert worden sei. Die Ärmste konnte, als sie dieses schreckliche Gelübde ablegte, natürlich nicht wissen, daß die Belagerung vom 12. Juli 1601 bis zum 22. September 1604, also immerhin reichlich drei Jahre, dauern würde. Die Historie berichtet, daß die edle Frau, als es endlich so weit war, ihr ehedem weißes Hemd „isabellfarbig" abgelegt habe.

Aber zurück zum Hofe Ludwigs XIV., der damals als Mittelpunkt Europas galt. Von diesem „Vorbild aller Herrscher" berichtet ein Geschichtsschreiber der damaligen Zeit, der König habe überhaupt nur in seiner Jugend gelegentlich gebadet. Später wischte er sich beim Aufstehen nur noch das Gesicht mit einem in Parfüm getauchten Tüchlein — einem kostbaren Tüchlein natürlich! — ab, und einer der anwesenden Edelleute (das Lever des Königs war jedesmal eine Art feierlicher „Staatsakt") mußte ihm einige Tropfen Rosen- oder Orangenwasser über die allerhöchsten Fingerspitzen gießen.

Eine Badewanne war im Schloß zu Versailles — nicht vorhanden. Die einzige Badewanne, die es gegeben hatte, war aus irgend welchen Gründen — wahrscheinlich, weil sie doch nicht gebraucht wurde! — vermauert worden. Aber dann entdeckte man sie eines schönen Tages wieder. Was sollte mit dem herrlichen Marmorbecken geschehen? Nach längerer Beratung entschloß man sich dazu, sie als Schale für einen Springbrunnen zu benutzen. Und so wurde sie schließlich im Park der berühmten Marquise de Pompadour aufgestellt. Nun konnten sich wenigstens die Singvögel darin baden!

Leider sah es aber auch in deutschen Landen in puncto Baden zu jener Zeit nicht viel besser aus. Zwar wird z. B. von dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen berichtet, daß er eine Badewanne benutzte; sein Dekret jedoch, in dem er ausdrücklich verbietet, daß jemand das Bad, das er für sich zurechtmachen läßt, vor ihm benutzt, wirft ein bezeichnendes Licht auf die eigenartige Auffassung, die man damals vom Baden hatte.

Ja, vielerorts hielt man das Baden geradezu für eine Sünde. So bezweifelt beispielsweise im Jahre 1780 das Konsistorium in Leipzig die Rechtgläubigkeit des Theologiestudenten Seume mit der Begründung, er habe sich zu oft gebadet. Und als der jugendliche Goethe zusammen mit dem Grafen Stolberg in die Schweiz gereist war und dort, gemeinsam mit seinen beiden Reisegefährten, gelegentlich ein Bad im Freien nahm, gab es geradezu ein öffentliches Ärgernis, das der brave Gastgeber, Lavater, „auszubaden" hatte. Das merkwürdigste aber ist, daß später Goethe selbst das Baden in fließendem Wasser zu den „damaligen Verrücktheiten" seiner Jugend rechnete.

Seien wir froh, daß wir heute wieder zu dem 2500 Jahre alten Wort des griechischen Dichters Pindar zurückgekehrt sind: ariston to hydor = Wasser ist das Beste!

Hans Knothe

Zwischen den Welten (Fortsetzung von Seite 11)

einer Minenexplosion die Welt zu existieren aufgehört, und in der neuen fand er sich nur mühsam zurecht. Einem anderen war der Arm durchschossen, und er wußte, daß dieser Arm steif bleiben würde. Was konnte er anderes tun, als mit seinen Blicken die Wände abzutasten oder in einer Zeitschrift zu lesen?

In diesen Raum hinein kam eines Tages ein Kamerad, der unter die Verwundeten trat und ihnen sagte, daß er ihnen einen Film zeigen wolle. Da hoben sich die Köpfe. „Wie", fragten einige, „einen Film, einen Film wollt ihr uns zeigen?"

Es war, als knisterte das Leben plötzlich, als biete sich ihnen eine Möglichkeit, die Schwere ihres Geschickes zu vergessen. Hellauf loderten ihre Wünsche und Sehnsüchte. Tatsächlich, es sollte ihnen ein Film gezeigt werden. Es wurden Vorarbeiten getroffen, an der Stirnwand des kahlen Raumes eine Leinwand gespannt, die Vorführapparate entsprechend aufgebaut und elektrische Kabel gelegt. Die Verwundeten legten die Zeitungen beiseite, die reihum gegangen waren. Ein Sanitätskamerad erschien aus einem Nebenraum, wo er Kaffee getrunken hatte, und half den einzelnen, daß sie sich ein wenig aufsetzten. Die Düsterkeit und Starre der Stimmung wich einer belebenden Spannung. Da waren sie von der Front gekommen und alle ihre Gedanken waren nur auf die Dinge gerichtet gewesen, die ihnen am nächsten gelegen haben. Wer ein Bein verliert, kann nicht in Stunden darüber hinweggehen, unbeweglich blieb sein Gedanke dieser einen Tatsache verhaftet und alle Gedanken bewegten sich im Kreis um diesen einen Punkt. Und nun wurde ein Film gezeigt. Man konnte mit Neugier zusehen, wie man mit Wolldecken die Fenster verdunkelte. Man stützte sich gegenseitig, stemmte sich Schulter gegen Schulter, man umfaßte sich, denn hier und dort zuckten die Schmerzen ja noch in den Gliedern, aber was war dies gegen die Erwartung, durch das Viereck einer beleuchteten Leinwand hindurch einen herrlichen Ausblick auf das Leben zu tun. Auf das Leben, dem sie sich so weit entfernt dünkten, auf jene Welt, die ihnen so entrückt war.

Man spielte den Film „Operette". Man kann nicht sagen, daß ein grausamer Gegensatz darin liegt, daß man mit Musik die Schwere des Geschehens erschlagen wolle, oh, nein, niemand von ihnen hatte das Gefühl. So viel Außergewöhnliches geschieht im Osten, und so vieles steht hart nebeneinander und ist so gut begreifbar.

Musik erfüllte den Raum. Jubelnde, schwingende Musik, und im Wogen der Töne und im Reigen der Klänge und im Anschauen der duftigen Bilder löste sich wohl manches aus jener gefährlichen Erstarrung. Da sah man Heimat, Ballsäle, Tanz und Spiel. Da sah man einige Mädchen, deren Leben sich im Tanze zu verkörpern schien.

Ich weiß nicht, was dieser oder jener gedacht hat. Ich sah nur die Lichtbündel durch den dunklen Raum gleiten und im schwachen Widerschein die Umrisse der in ihren Wolldecken sitzenden Verwundeten. Schwach leuchteten ihre Verbände. Aber das Gefühl trog mich wohl nicht, wenn ich annahm, daß Außergewöhnliches geschah, daß im Lichte eines Filmes denjenigen, die den Schatten des Todes über sich gespürt hatten, das Leben begegnete, das nun wieder in sein Recht trat. Es mochte sein, daß neue Tatkraft, neue Wünsche wie Raketen aufschossen und daß sie, die Verwundeten, mit der Zähigkeit neu entfachter Kräfte sich an das Leben anklammerten, wieder von ihm Besitz ergriffen.

Wie gesagt, ich dachte mir das. Man kann keinem Menschen ins Herz sehen, allenfalls in sein Gesicht, und ihre Gesichter sah ich, als die Wolldecken abgenommen wurden, das Licht des Tages wieder einfiel. Aber ein Gesicht ist kein Lesebuch. Sie blinzelten sich an und sagten wohl: „Das war schön. Wirklich eine gute Idee, uns einen Film zu zeigen." Mehr sagten sie nicht.

Aber ich fühlte, daß wohl alle einen weiten Schritt getan hatten der Heimat und dem zukünftigen Leben entgegen. In der Luft aber befand sich wie eingewebt ein Abglanz jener frohen Musik.

H. R.

Das Gespräch am Abend

(Fortsetzung von Seite 15)

ich weiß, wie das ist, wenn man so viel Klamotten hat."

Dann war der Mann mit der Frau allein. Er knöpfte sich seinen Mantel zu und sagte: „Ich finde es albern, abends so feierlich auszugehen."

Aber die Frau verstand das nicht. —

Der Gesang der Mädchen

Im Walde in Karelien trafen wir ein Zelt, das von finnischen Lotten bewohnt wurde, die mitten in der Wildnis, so nahe der Front, ihren Arbeiten nachgingen.

Sie entfachten Feuer und kochten Kaffee. Sie waren alle von natürlicher Anmut und in ihren Bewegungen geschmeidig und geschickt. Sie steckten sich einige der blühenden Kräuter des Waldes ins helle Haar und sangen uns ein Lied vor, ein rechtes, fröhliches Kriegslied, dessen Anfangsworte in der Übersetzung etwa lauten: Mannerheim sagte, jetzt ist es Zeit, jetzt gehen wir los, jetzt schießen wir die Russen mitten in die Stirn.

Während sie dies sangen, etwa so flott und so frech, wie wir bei uns wohl sangen: Als die Römer frech geworden, simserimsimsim, kamen drei sowjetische Bomber über den Wald hinweggebraust. Einige von uns sahen hinauf und suchten, alten kriegerischen Instinkten folgend, die eventuelle Möglichkeit der Deckung. Aber die Mädchen sangen weiter, sie wiegten sich in den Hüften, und die Sonne lag ganz hell auf ihren Köpfen.

Unter einer zeitungverklebten Decke

Als ich in das Haus eintrat, schlug mir der gewöhnliche Geruch entgegen, wie er in allen Russenhütten zu finden ist. Mitten im Raum hing von einer zeitungverklebten Decke herab eine lange verrostete Autofeder, an der wiederum mit Bindfaden ein roh aus Holz zurechtgezimmerter primitiver Kasten hing. In diesem Kasten schlief ein Kind.

Nicht leuchtete mir weißes Bettzeug entgegen, unter farblosen Lumpen war nur ein blasses kleines Gesicht zu sehen, dem ich alle Krankheiten der Welt zugetraut hätte.

Auf dem Boden hockte ein kleiner Junge, der von Zeit zu Zeit den Holzkasten in einer wippenden Bewegung hielt.

Da ich dort einquartiert wurde, hatte ich Gelegenheit, zu sehen, was mit dem wenige Wochen alten Säugling geschah. Er wurde nicht gebadet, kaum gewaschen. Wenn die Mutter das Kind umzog, tat sie dies hinter einem groben, rotgeblümten Vorhang, hinter dem sich ein Bett befand. Aber mir schien, es waren immer die gleichen Lumpen, in die gehüllt sie das Kind zurückbrachte in diese Wiege, die der kleine Bruder zur eigenen Belustigung auf und ab schnellen ließ.

Es war dies ein durchaus wohlhabendes Haus, und das gesamte Dorf so wenig vom eigentlichen Kriege betroffen, daß man einen ehrlichen Eindruck erhielt von den Zuständen, wie sie wohl von jeher dort bestanden.

Das Kind

Der Besuch hatte ein Körbchen voll Blumen mitgebracht, ein wahres Frühlingskörbchen, und die Schwester hatte es auf den kleinen Tisch gestellt, während der Besuch sich einen Stuhl an das Bett heranzog.

„Wie sieht es nun aus?" sagte der Besuch. Und die junge Mutter antwortete aus ihrem Bett heraus: „Wie alle kleinen Kinder. Man kann ja nie Ähnlichkeiten feststellen." Mehr sagte sie nicht, und als die Schwester das Kind hereinbrachte, nahm sie es in ihre Arme und beugte, so gut sie es konnte, das Gesicht über das kleine Menschlein. Dabei lächelte sie so zart und so tief, daß der Besuch nichts mehr zu sagen vermochte. Aber die ungesagten Worte waren in der Luft. Denn der Vater des Kindes war vor einem halben Jahr in Rußland gefallen.

Die Mutter hielt das Kind in der gewohnten, geschickten Weise, wie eine jede Mutter ihr Neugeborenes hält. Sie brachte ihr blasses, zärtliches Gesicht ganz nahe an das Gesicht des Kindes und sagte: „Es ist so schön, daß es ein Junge ist."

Auf dem Tisch standen die blühenden Blumen.

Seid stolz auf die HJ.

(Fortsetzung von Seite 8)

Ein alter Hitler-Jugend-Führer bin ich und rede zuviel von dem, was ihr nicht zu hören braucht. Denn das braucht ihr nicht zu hören, obwohl ich in diesem Augenblick nichts dagegen tun kann, weil es mir so aus dem Herzen kommt. Denn das Lächeln in euch, die Freude und die Lebendigkeit sind euch an sich gleich geblieben. Und ich habe sie auch dort gefunden, wo die Kameraden der Hitler-Jugend meine Kameraden im grauen Rock geworden sind. Wenn man große Dinge erkennen will, muß man sie vereinfachen. Es ist ja alles so einfach, und wenn ich euch nun ansehe und überlege, was ich euch sagen kann, damit euch von allem Gesagten etwas bleibt, dann nur dies eine: Seid stolz auf die Hitler-Jugend."

Die Jungen saßen da, sie sahen ihren alten Bannführer an, der nun einen zerschlissenen grauen Rock trug. Sie wußten nicht, wie sie sich benehmen sollten, denn wo etwas ehrlich gesagt wird, kann man nicht mit einem Lächeln antworten oder mit einer belanglosen Munterkeit. Aber ihr alter Bannführer wußte auch das. Er stand auf, wurde wieder fröhlich und half ihnen behutsam über ihre kleine Verlegenheit hinwegzukommen. Aber daran, daß er auch weiterhin im lebhaftesten Gespräch wohl eine plötzliche Pause machte und seinen Blick wie in Besinnung auf den Gesichtern seiner jungen Kameraden verharren ließ, merkten sie, daß ihn ein Gefühl, eine Stimmung oder eine Erkenntnis ganz und gar durchdrungen haben müßte.

Die Aufnahmen stammen von: Barbara Soltmann (15), Scherl (6), Slapak (3), PTA. Potsdam (4), Japan Photo Library (3), Werhag Bilderdienst (1), Historia-Photo (2). Die Zeichnungen stammen von: Freder 4. — Graphische Gestaltung: Felber

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.


Torpedo-Freilauf mit F&S-Kettenschaltwerk
verleiht dem Fahrrad mehrere Übersetzungen
FICHTEL & SACHS A·G SCHWEINFURT-M


HESS-Harmonikas u. Musikinstrumente
Versand an Private
Liste der jetzt lieferbaren Instr. umsonst
Alle Musik von Hess Nachf.
Klingenthal-Sa. 5


KRAFT'S
VELVETA
Immer gleich gut und immer bekömmlich


„MARS"
Mehrlade-Luftgewehr
100-schüssig
Von der Reichsjugendführung geprüft und zur Einführung empfohlen
Venus-Waffenwerk
Zella-Mehlis


Fotos sind fürs ganze Leben. Deshalb lieber weniger, aber bessere Bilder!
Perutz
PERPANTIC-FILM
PERSENSO-FILM
Antihalo
PEROMNIA-FILM
Otto PERUTZ
Trockenplattenfabrik München G.m.b.H.

„KK" Wehrsport-Gewehr



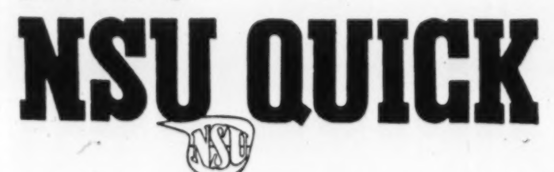
GEBRÜDER HORST
Das Fachgeschäft für Modewaren und Ausstattungen
Paradeplatz — Stettin — Gr. Wollweberstr.

Alle wichtigen Teile der schnellen und formschönen NSU-Quick, Motor und Getriebe, Rahmen und Gabel, werden bei NSU aus einem Guß hergestellt

Das Herz der NSU-Quick, der 100-ccm-NSU-Zweitaktmotor, leistet 3 PS, ist schnell in der Ebene und kräftig am Berg ...

Hunderttausend kluge Leute fahren heute schon NSU-Quick, sind überall pünktlich und sparen Zeit ...

Vor allem aber sparen sie Geld, denn 1 Kilometer kostet auf NSU-Quick nicht ganz 1 Pfennig.



NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM





Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD

Unser Liederbuch
Lieder der Hitler-Jugend

Herausgegeben vom Kulturamt der Reichsjugendführung mit Geleitwort des Reichsstatthalters Baldur von Schirach. Bearbeitet von Wolfgang Stumme, Musikreferent der Reichsjugendführung

262 Lieder mit Noten

280 Seiten

Kartoniert RM. 2,—

Leinen RM. 2,50

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München - Berlin

ASTRON



Fahrrad-Dynamo-Licht

Neu: Sicherungs-Verschraubung für Diebstahlschutz.
Prospekte über das große Astron-Programm durch Händler und Astron Elektro-Industrie A. Hoessle, Stuttgart-W., Rotebühlstraße 98



EM-GE ist das, was Sie suchen!
Luftgewehre und Luftpistolen als Einzel- und Mehrlader mit vorzügl. Schußleistung
STARTPISTOLEN
Lieferung nach Kriegsende durch d. Fachhdl.
Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik
Zella-Mehlis 8 (Thüringen)

Sie haben mehr Erfolg!



Maschinenschreiben
Zehnfinger-Blindschreiben

Ohne Kurzschrift und Maschinenschreiben könnte man sich heute das Leben einfach nicht mehr denken. Während Sie sich früher diese Fähigkeiten nur durch persönliche Teilnahme an Kursen aneignen konnten, geben wir Ihnen heute diese Möglichkeit durch unseren Fernunterricht. Auch Sie können in kurzer Zeit diese Kenntnisse besitzen, wenn Sie sich der Führung von staatl. gepr. Fachlehrern anvertrauen. Sie sind nicht an Ort und Zeit gebunden, sondern können sich bequem zu Hause hinsetzen und arbeiten, wenn Sie Zeit und Lust haben. Das Arbeitstempo bestimmen Sie, alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum. Sie werden von der hervorragenden Unterrichtsmethode überrascht sein, das Lernen wird Ihnen zur wahren Freude werden. Bitte, senden Sie uns noch heute diese Anzeige in offenem Umschlag (3Pf.) ein.

Privatlehrg. f. Fernunterricht i. Kurzschr. u. Maschineschreiben. Römer & Gatzke, Berlin SW 11, Postf. 70/F.9

Ich bitte um unverbindliche und kostenlose Auskunft über den Fernunterricht für Kurzschrift und Maschinenschreiben

Vor- und Zuname ____________

Ort und Straße ____________